

st. A-17078

V-4005

Der

Segen der Sünde.

Geschichte eines Menschen.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

Von 124 992

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.



Zweite Auflage.



Stuttgart.

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

1898.

TARTU ÜLICOOLI
RAAMATUKOGU

222

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

TARTU ÜLICOOLI
RAAMATUKOGU

46212814

1
"Na hört aber doch alles auf!"
" Sprach's und warf das Abendblatt, in das er sich einen Augenblick vertieft hatte, unwillig auf den Tisch.

Die übrigen Herren des kleinen Freundeskreises, der sich allwöchentlich einmal zu versammeln pflegte und heute im Arbeitszimmer des praktischen Arztes Dr. med. Ernst Günther bei einem Glase Wein vereinigt war, brachen ihr Gespräch ab und wandten sich mit erstaunt neugierigen Blicken dem Entrüsteten zu.

„Na, was haben Sie denn schon wieder, Geheimerchen?“ fragte lächelnd Professor Hellmuth, ein Mann in den besten Jahren, dessen weiche, rosig überhauchte Züge mit dem rötlich-blonden langen Vollbart durchaus nichts Gelehrtes an sich hatten, vielmehr liebenswürdige Gutmütigkeit und harmlose Sinnenfreude ausdrückten. Der letzte Eindruck wurde namentlich durch eine wohlwollende Rundung um die Magengegend und durch einen glänzenden Wondschein verstärkt, der unter

den spärlichen, sorgfältig verteilten Härchen siegreich hervorschimberte.

„Hier, bitte, lesen Sie selbst,“ erwiderte der Geheime Kanzleirat Schwarz. Ein scharfer Beobachter wäre wohl zu der Ansicht gelangt, daß der Zustand „sittlicher Entrüstung“ sich bei Herrn Schwarz ziemlich häufig einstellen müsse. Wenigstens konnte sein von vielen Falten durchzogenes Gesicht, das etwas von der Farbe vergilbter Akten angenommen hatte, im Verein mit der auffallenden Dürre der hochaufgeschossenen Gestalt, auf ein einigermaßen galliges Temperament schließen lassen.

Er reichte dem Professor das Zeitungsblatt über den Tisch hinüber, indem er gleichzeitig die betreffende Stelle mit dem Daumen bezeichnete:

„Da, das gesperrt Gedruckte — letzte Nachrichten.“

„Ah so, Urteil im Sensationsprozeß Mühlendorf, das ist ja interessant:

„„Nach Schluß der Redaktion erhalten wir aus W. folgendes Spezialtelegramm unseres R.-Berichterstatters: Der wegen Totschlags des Rentiers Sander angeklagte Kaufmann Mühlendorf ist soeben nach einer glänzenden Rede seines Verteidigers unter Annahme mildernder Umstände zu 6 Monaten Gefängnis, dem im

Gesetze für diesen Fall vorgesehenen niedrigsten Strafmaße, verurteilt worden.““

„Das ist allerdings wenig, indessen —“

„Wenig?! Gar nichts ist es! Doch lesen Sie nur, bitte, weiter.“

29 „In dem Gerichtserkenntnis wurde besonders die bisherige völlige Unbescholtenheit des Angeklagten hervorgehoben, sowie auch der Umstand, daß derselbe sich bei Begehung der That im Zustande einer an Sinnlosigkeit grenzenden Verzweiflung und Gereiztheit befinden mußte. Nachdem der früher wohlhabende Mühlendorf durch die Praktiken des Verstorbenen in das tiefste Elend gestürzt worden, habe letzterer sein materielles Uebergewicht auch noch dazu mißbraucht, das eheliche Glück des Angeklagten zu zerstören. Angesichts der noch unbestatteten Leiche der Gattin Mühlendorfs, welche er, Sander, in den freiwilligen Tod getrieben, sei er mit dem Gerichtsvollzieher in der Wohnung des Angeklagten erschienen und habe denselben bei dieser Gelegenheit auch noch auf das größlichste insultiert. Der Gerichtshof beschloß für den Verurtheilten ein Gnadengesuch bei Sr. Majestät einzureichen. Eine sofort veranstaltete Kollekte für die Kinder des Unglücklichen ergab ein recht erfreuliches Resultat. Das zahlreich

anwesende Publikum nahm das Urtheil mit sichtlich-licher Befriedigung entgegen.““

„Also noch ein Gnadengesuch!“ rief der Kanzleirat. „Damit das Verbrechen nur ja keine Sühne findet! Das sieht in der That der verrückten Humanitätsduselei unserer Zeit ganz ähnlich. Eine Kollekte für die Kinder des „Unglücklichen“! Natürlich, der Sünder, der Verbrecher, der Mensch, der einen anderen totschlägt, ist für uns nur noch ein „Unglücklicher“, den wir allesamt mit Thränen in den Augen bedauern müssen. Da ist es freilich sehr erklärlich, daß jeder seinen Leidenschaften freien Lauf läßt und die Zuchtlosigkeit immer weiter um sich greift. Mich wundert nur, daß man die Herren Verbrecher überhaupt noch bestraft und sie nicht auf Grund der famosen „Moral insanity“ einfach laufen läßt oder in behaglich eingerichteten Hospitalpalästen mit allem Komfort der Neuzeit auf Staatskosten verpflegt. — Was sagen Sie denn dazu, als Arzt und Mann der Praxis, Herr Doktor?“

Damit wandte er sich an den Hausherrn.

Dr. Günther war eine jener auffallenden Erscheinungen, deren bloßes Aeußere schon unwillkürlich fesselt und zu immer neuem Hinschauen reizt: — Wer und was mag wohl der Mann

fein? Sein Alter zu bestimmen, wäre schwierig gewesen. Der Schnurrbart auf dem sonst glatt-rasierten Gesicht und die Augenbrauen glänzten noch in tiefem Schwarz, das nur von einigen wenigen Silberfäden durchzogen war, indes das Haupt von fast schneeweißem, dabei vollem und weichgewelltem Haare bedeckt wurde. Die regelmäßigen Züge hätte man für jugendlich halten können, wären nicht die zwei auffallend tiefen Falten dicht über der Nasenwurzel gewesen, und hätte nicht ein gewisser Zug um den Mund dem Gesichte in manchen Augenblicken etwas greisenhaft Herbes verliehen. Es lag eine seltsame Mischung von Strenge und Güte auf diesem Antlize. Man hätte es mit einem Porträt vergleichen können, dessen ursprüngliche natürliche Strenge der Maler später mit einigen feinen, weichen Strichen retouchieren wollte.

Aller Blicke wandten sich zu ihm hin. Man war immer darauf gefaßt, von Dr. Günther eine eigenartige Ansichtsäußerung zu hören.

Er leerte langsam die Reige seines Glases, stellte es ebenso ruhig auf den Tisch, blies den Rauch seiner Cigarre durch die wenig geöffneten Lippen in einer dünnen horizontalen Säule vor sich hin und sagte dann, ohne aufzuschauen, sehr ruhig und gemessen:

„Sie wissen, lieber Freund, daß ich Sie als einen makellosen Ehrenmann kenne und schätze,“ — Herr Schwarz verbeugte sich — „aber ich meine — ich wünschte — Sie hätten sich auch einmal — eine recht schwere Sünde vorzuwerfen gehabt.“

„Sie meinen?! Ich hätte also auch einen Menschen —?! Nicht übel!“ rief der Kanzleirat mit einem kurzen grimmigen Auflachen.

„Nun, es braucht ja nicht gerade ein Totschlag zu sein. Ich wollte nur sagen, Sie würden milder urteilen, wenn Sie an sich selbst auch einmal den Segen der Sünde erfahren hätten.“

„Segen der Sünde? Was ist denn das wieder? Das ist mir zu hoch! Das verstehe ich nicht!“

„Ich, aufrichtig gestanden, auch nicht,“ pflichtete der Professor bei.

„Ja, meine Herren, wie soll ich Ihnen das erklären? Ich meine eben, es fehlt manchen Menschen zur Vollkommenheit nichts als — die Sünde. Ja, das klingt nun womöglich noch paradoxer, ist aber im Grunde so alt und einfach, wie alle Wahrheiten. Ich glaube, ein Beispiel würde uns am ehesten zum Ziele führen, und ich könnte Ihnen wohl eins aus dem wirklichen Leben erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die Geschichte etwas lang gerät.“

„Was schadet denn das? Wir haben ja alle Zeit, und wenn wir uns keines Hausfriedensbruches schuldig machen — —“

„Noch nicht ganz neun Uhr —“

„Erzählen, erzählen!“ rief man von verschiedenen Seiten.

„Auf Ihren Segen der Sünde wäre ich wirklich gespannt,“ meinte nachdenklich Pastor Wolter, der bisher geschwiegen hatte, — ein noch jugendlicher Mann mit blondem, schlichtgeschheiteltem Haupthaar und ungemein feinen, fast weiblich milden Zügen. „Ich kann mir zwar ungefähr vorstellen, wie aus der Sünde auch zuweilen noch Segen erwachsen kann, namentlich für andere, es wäre mir aber doch interessant, Ihre persönliche Auffassung kennen zu lernen. Ueberdies ist es vielleicht gefährlich, schlankweg, ohne nähere Erläuterung, einen Segen der Sünde zu konstatieren. Das klingt ja beinahe wie eine Aufforderung zur Sünde.“

„Darin mögen Sie vielleicht recht haben,“ erwiderte sinnend der Arzt, „und ich möchte diesem Mißverständnis allerdings entschieden vorbeugen. Nein, der Segen der Sünde ist wahrlich nicht von der Beschaffenheit, daß er zur Sünde reizt! — Wenn Sie es also durchaus wünschen, meine Herren, — ich muß dann aber einige Aufzeich-

nungen zu Hilfe nehmen, dich ich mir über die wichtigsten Begebenheiten, Gespräche u. s. w. gemacht habe. Das übrige ergänze ich dann frei aus dem Gedächtnis.“

„Es handelt sich nämlich“ — fuhr er fort, indem er aufstand und sich an seinen Schreibtisch begab, „es handelt sich eigentlich um die Geschichte eines Menschen.“

Er öffnete eines der Fächer seines Bureaus und entnahm ihm ein Convolut mit Manuscripten.

„Und dieser Mensch bin ich,“ fügte er hinzu, indem er wieder Platz nahm und die Papiere vor sich ausbreitete. — „Wenn's also gefällig ist —“

„Einen Augenblick, Doktor!“ fiel der Professor ein.

„Mit Erlaubnis des liebenswürdigen Wirtes — erst ein Biatikum.“ Er nahm die Flasche und füllte die Gläser.

„So, und nun noch —“

In hellen Klängen berührten sich die Gläser, die Gesellschaft rückte näher zusammen, und der Doktor begann seine Erzählung:

„Unser guter Vater war pensionierter Major und Besitzer eines Gütchens im Osten, das er aber später veräußerte, als die große Krisis über

die Landwirtschaft hereinbrach und unsere akademische Ausbildung die Uebersiedelung nach der Stadt wünschenswert machte. Er hinterließ nur zwei Söhne: außer mir den aus zweiter Ehe stammenden Edgar. Der Vater, Soldat mit Leib und Seele, hatte keinen sehnlischeren Wunsch, als daß auch seine Söhne Offiziere Sr. Majestät würden. Ich hatte nun zu diesem Berufe ganz und gar keine Anlage, fühlte mich vielmehr schon von Kindheit an zu den Wissenschaften hingezogen und war überhaupt mehr Grübler, als Mann der That. Nur sehr ungern und nach manchem harten Kampfe hatte endlich der Vater darein eingewilligt, mich Medizin studieren zu lassen. Daß nun auch noch Edgar etwas andres werden könnte, als Offizier, war nach alledem gänzlich ausgeschlossen. Und Edgar hatte ja auch nichts dagegen; er war ja ein so gehorsamer Knabe, so nachgiebig, so liebenswürdig heiter und jedermann von Herzen gern gefällig. Edgar war etwa zehn Jahre jünger als ich und noch Kadett, als der Vater starb. War es an sich schon natürlich, daß ich an dem soviel jüngeren Bruder Vaterstelle vertrat, so wurde mir die Ausübung dieser Pflicht durch das geradezu einzigartige brüderliche Verhältniß, in welchem wir zu einander standen, zu einem wahren Herzensbedürfnisse. Man mußte

aber auch den Jungen lieb haben! Ein so weiches, liebes Gemüt, — ganz anders als ich, schon rein äußerlich. Blondes, lockiges Haar, blaue Augen, die in ihrer Sanftheit etwas geradezu Rührendes annehmen konnten. Ich war ihm Bruder und Vater zugleich, und wenn er schon von Hause aus das Bedürfnis hatte, sich anzulehnen und anzuschmiegen, so war das natürlich mir gegenüber ganz besonders der Fall.

Zwei Jahre nach dem Tode des Vaters präsentierte er sich mir zum erstenmal freudestrahlend in der Offiziersuniform. Ich war damals schon längst vielbeschäftigter praktischer Arzt.

„Ach, meine Freude an der schönen Uniform war von kurzer Dauer!“

Der Doktor seufzte tief auf, nippte etwas an seinem Glase und fuhr fort:

„Kurz und gut, meine Herren: — Edgar wurde leichtsinnig. Beliebt bei seinen Kameraden, verwöhnt von der Gesellschaft, die den schönen, flotten, ritterlich liebenswürdigen Offizier mit offenen Armen aufnahm, verhätschelt von den Damen, die fast alle in ihn vernarrt waren, glaubte er, zum Genießen geboren zu sein. Er versagte sich keinen Wunsch, nahm an den kostspieligsten Vergnügungen teil und glaubte eben, es müsse so sein und könne niemals anders werden. So lange

sein geringes väterliches Erbteil währte, merkte ich nur wenig von alledem. Aber wie lange konnten denn die paar tausend Thaler herhalten? Schließlich, als den eingegangenen Verpflichtungen keine Aktiva mehr gegenüberstanden, mußte er mir beichten.

Ich war anfangs wie vom Donner gerührt. Aber wie er so zerknirscht mit der Armesündermiene vor mir stand und mich so reuig und bitzend ansah, konnte ich ihm doch keine Vorwürfe machen. Ich gab ihm die gewünschte Summe und ermahnte ihn nur, nun einen Strich unter sein bisheriges Leben zu ziehen und solide zu werden.

Leider hatten meine Ermahnungen keinen Erfolg. Ich mußte immer häufiger in die Tasche greifen, und Sie können sich wohl denken, daß ich das auf die Dauer nicht mehr mit so freundlichem Entgegenkommen that, wie das erste Mal. Unser Verhältnis verschlechterte sich zusehends. Ich sparte nicht mit harten Vorwürfen, er wurde scheu und verschlossen gegen mich. Das Schlimmste war, daß Edgar, um seinen Verlegenheiten abzuhelfen, sich dem Spielteufel ergeben hatte.

Na, Sie wissen ja" — der Doktor lächelte bitter — „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel, und Edgar hatte in der That viel Glück — in der Liebe. Er verlor Summen, die an sich nicht

gerade außerordentlich waren, die zu bezahlen mir aber, trotz eines nicht geringen Einkommens, denn doch nicht leicht wurde. Seine Gläubiger überliefen mich förmlich, ich hatte feinetwegen wiederholt unangenehme Scenen, und überdies hatte ihn auch schon der Regimentskommandeur in einer Weise verwarnt, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Seine Handlungsweise erschien mir je länger, desto verächtlicher, und ich faßte endlich den Entschluß, alledem ein festes Ziel zu setzen. Biegen oder brechen — ein Drittes gab es für mich überhaupt in keiner Lebenslage.

Nachdem ich ihm wieder einmal aus einer fürchterlichen Klemme herausgeholfen, hatte er mir endlich auf Ehrenwort versprechen müssen, keine Karte mehr zu berühren.

„Brichst du dieses Versprechen, dann, Edgar, — so leid es mir thäte — betrachte mich als deinen Bruder nicht mehr. Du kennst mich und weißt, ich halte mein Wort.“ —

Eines Nachmittags im Winter — es war noch kein Vierteljahr seit diesem Auftritt verfloßen — sitze ich vor meiner Lampe am Schreibtische, ganz vertieft in eine wissenschaftliche Arbeit. Da geht die Thür auf und herein tritt — was sage ich? — wankt Edgar. Ahsfahl, verstört, grenzenlose Verzweiflung im Blick.

Entsezt springe ich auf — noch bevor er ein Wort gesprochen, wußte ich alles.

„Du hast gespielt,“ schrie ich, in diesem Augenblicke vielleicht noch mehr von Wut, als von namenlosem Schmerz gepackt.

„Bruder, verzeih mir!“ ruft er mit einer Stimme, deren Klang ich nie vergessen werde, und will sich mit ausgebreiteten Armen an meine Brust stürzen.

Ich wich einen Schritt zurück.

„Und du wagst noch über meine Schwelle zu treten? Erbärmlicher!“

„Bruder, nur dies eine Mal noch verzeihe mir! Dies eine letzte Mal! Sieh', ich war ja nicht bei Sinnen — der Champagner — die Weiber — das ewige Zureden — und die Sticheleien! Ach Gott, ja, ich will es ja nicht entschuldigen, es war ja bitteres Unrecht, ich weiß ja selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin. Mit einem Male packte mich der Teufel, und da saß ich schon am Spieltische. Ernst, ich habe mein Ehrenwort geben müssen — kann ich das Geld nicht bis morgen schaffen, dann bin ich verloren! Du weißt ja — schon einmal — der Regimentskommandeur — die vertuschte schreckliche Geschichte —! — Es ist aber keine allzugroße Summe, nur —“

„Das spielt hier jetzt keine Rolle mehr. Hast

du mir dein Ehrenwort gebrochen, deinem Bruder, dann kannst du es auch andern brechen. Ich habe nichts mehr mit dir zu schaffen. Thu, was dir beliebt.“

„Aber Ernst, erbarme dich doch! Mein Gläubiger ist leider kein Gentleman, ich glaube sogar, daß er — falsch — — Bruder, wenn der Kommandeur — ich werde ja infam kassiert! O Gott, o Gott, was soll ich denn nur thun?!“

„Was du thun sollst?“ Ich lächelte unheimlich. „Ein Goldstück wirst doch wohl noch nachbehalten haben?“

„Du verhöhnst mich noch, Ernst? Ich habe vielleicht noch 20 Mark in der Tasche. Was soll ich denn damit?“

„Nun, für 20 Mark kann man sich ja heutzutage schon — einen ganz anständigen Revolver — das heißt: wenn du deinen eigenen verspielt haben solltest.“

„Ernst!!“ — —

Nie werde ich diesen entsetzlichen Aufschrei, diese ganze fürchterliche Scene vergessen. Mir ist, als wäre alles erst gestern geschehen. Da steht er vor mir, freidebleich, den Mund noch halb geöffnet, die Augen vor Schreck und Staunen weit aufgerissen, und starrt mich an, und starrt . . .

Endlich findet er die Sprache wieder.

„Nein, Bruder,“ sagt er leise und mit einem unendlich trüben Lächeln und schüttelt langsam und doch entschieden den Kopf, „nein, das werde ich nicht thun, wenn mir auch jetzt der Tod eine Erlösung wäre. Daß ich feige bin, glaubst du ja selbst nicht, und ich wüßte kein schöneres Ende, als zu fallen für meinen König und mein Vaterland in der Uniform, die ich wohl bald zum letztenmale trage! Aber Hand an mich selbst legen“ — er schauderte entsetzt — „das, das kann ich nicht. Ich habe ja schwer gesündigt, aber soll ich denn mein Leben mit der schwersten, mit einer Todsünde beschließen? Ich habe ja alles verloren, Ehre, Glück und Zukunft, alles, alles, aber den Glauben an Gott habe ich doch noch nicht verloren!“

„Gott!“

Ich sah ihn mit verachtungsvollem Lächeln an. Ja, meine Herren, damals konnte ich noch lächeln, wenn jemand das Wort „Gott“ in den Mund nahm. Schwächlinge, wie Edgar, der von frühester Jugend an eine aufrichtige, kindlich naive Religiosität an den Tag legte; haltlose, unselbstständige Charaktere, wie er, die sich stets an andere anschniegen müssen — für die mochte „Gott“ wohl ein Bedürfnis sein. Ich aber, der Starke, der mit kalter Entschlossenheit und nüchtern klarem

Blicke die selbstgewählte Bahn dahinschritt, ich brauchte ihn nicht. Pflicht und Ehre, Rechtschaffenheit lagen mir im Blute, waren mir vererbt und anerzogen, was brauchte ich Gott!

„Muß es denn sein, so will ich lieber zu tragen suchen, was Er über mich als Strafe verhängen wird. — Aber ich weiß ja, Ernst, — du wirst, du kannst mich ja nicht zu Grunde gehen lassen! Bruder — bedenke doch — mein ganzer Zustand — wir hatten stark gezecht — die schlechte Gesellschaft — wie bin ich nur da hineingeraten? — es war wirklich, als wären alle Vorsätze, alles Vergangene aus meinem Hirn rein wie ausgelöscht! Ich sah nur, wie durch einen Nebel, die Karten, — die aufgespeicherten Scheine und Goldstücke, — man schob mir einen Stuhl hin — ach Gott, wir sind ja doch alle nur schwache Menschen! Ich will es ja wahrhaftig nicht beschönigen, nicht entschuldigen, ich bereue es ja von ganzem Herzen — aber — du selbst, Ernst, du könntest doch selbst — durch irgendwelche unvorhergesehene Zufälle — in Lagen geraten —“

„Ich?! Ich von der Bahn der Ehre abweichen, ein Lotterleben führen, mit Lumpengesindel die Nächte verbringen, meine heiligsten Versprechungen, meine Ehre in den Wind schlagen —?! — Nicht wahr, das ist doch nur Scherz?“

O, wie groß, wie erhaben kam ich mir in diesem Augenblicke vor, und wie klein und erbärmlich stand mir der Bruder gegenüber! Ich sollte jemals — es mochte kommen, was da wollte — aus meiner geraden Bahn entgleisen, in den Schlamm der Unehre versinken? Ich sollte mich von niedrigen Leidenschaften, von Spiel und Trunk, übertölpeln lassen? Ein Gedanke, der einfach unmöglich, lächerlich, einfach wahnwitzig war! —

„Höre mein letztes Wort. Im Andenken an unsern seligen Vater und um unserm Namen die Schmach zu ersparen, werde ich deinen Gläubiger befriedigen. — Halt, danke mir nicht zu früh. Ich thue das nur unter der Bedingung, daß du sofort deinen Abschied einreichst und, sobald du deine Entlassung erhalten hast, mit dem nächsten Schiff nach Amerika abreißest, dort unsern Namen ablegst und niemals den Versuch machst, dich persönlich oder schriftlich mir zu nähern. Darauf und nur darauf will ich dein Ehrenwort noch einmal annehmen. Mein Bruder bist du natürlich von heute ab nicht mehr. Das Billet zur Ueberfahrt werde ich dir besorgen. In New-York wirst du eine Summe angewiesen finden, mit der du dir irgend eine Existenz begründen kannst. Mehr habe ich dir nicht zu sagen. Alles weitere schriftlich.“ —

Ich blieb unerbittlich, schnitt jede weitere Unterredung schroff ab, und — er ging. Er ging, ohne daß ich ihm auch nur einen letzten Händedruck gönnte. Wie einen räudigen Hund stieß ich ihn von meiner Schwelle. Den Bruder, den Liebling, den reinigen Unglücklichen! Wie einen räudigen Hund. Und er ging. Nur ich und — Gott sahen den letzten Blick, mit dem er von mir schied, — diesen Blick, diesen Blick . . .“

Der Erzähler hielt inne und starrte sekundenlang düster auf das vor ihm stehende Glas. Eine tiefe Pause trat ein.

Der Kanzleirat räusperte sich.

„Um — ja — das heißt — wie man's nehmen will. — Traurig, in der That sehr traurig. Aber schließlich, Doktor, können Sie sich doch kaum einen Vorwurf machen. Wie hätten Sie denn anders handeln sollen? Sie hatten ja dem Bruder schon so häufig aus der ärgsten Klemme geholfen, hatten bedeutende Summen geopfert, ohne ihn zu bessern. Nun brach er wiederholt sein Wort, ging in der leichtsinnigsten Weise Ehrenschulden ein, die er nicht bezahlen konnte, — da mußten Sie ja schließlich den Glauben an ihn verlieren. Ja, Sie mußten die begründete Befürchtung hegen, daß er immer tiefer sinken und am Ende gar — wer weiß was noch für Ge-

schichten machen würde. Da handelten Sie meines Erachtens nur als ein pflichtgetreuer und kluger Mann, wenn Sie der Sache endlich einmal ein Ende bereiteten!“

„Ach ja, lieber Freund,“ — und der Doktor lachte bitter auf — „an schönen Vernunftgründen, unseres Herzens Härteigkeit zu bemänteln, fehlt es uns ja niemals! Nur schade, daß dabei das, was wir unser Herz, unser Gewissen nennen, ein so ungläubiger Thomas ist! — Glauben Sie denn, Geheimrat, ich habe mir selbst, was Sie da eben anführen, nicht schon hundert-, ja tausendmal vorgehalten? Und ich hatte noch ganz andere, viel bessere, viel triftigere Gründe! Denn in der Zeit, als sich der Vorgang gerade abspielte, war ich glücklicher Bräutigam. Mußte ich nicht schon im Hinblick auf mein künftiges Familienleben meine Mittel zusammenhalten, statt sie einem leichtsinnigen Verschwender und Spieler zu opfern? Ganz gewiß, niemand konnte mir einen Vorwurf machen, — und doch — und doch! — in all' den Jahren, die seitdem verflossen sind, konnte ich die innere Stimme nicht übertäuben: Du konntest ihn retten, wenn du ernstlich gewollt hättest. Aber du wolltest nicht. Deines Herzens Härteigkeit, dein rücksichtsloses, subjektiv souveränes „Ehrgefühl“, das doch zu einem guten Teil auf

Eitelkeit und Selbstliebe beruhete, blieben taub gegen seine Bitten, seine aufrichtige Reue und gegen die Stimme zärtlicher Liebe in deinem eigenen Herzen, die so beredt, so unbestechlich und — so erfolglos für den Unglücklichen sprach. Ja, gerade diese zärtliche Stimme erbitterte mich noch mehr gegen ihn, weil sie mich in Zwiespalt mit mir selbst brachte. — Das steht ja fest: für die Rolle des glänzenden Offiziers inmitten der Verführungen des großstädtischen Lebens war Edgar verloren, vielleicht gar nicht einmal geschaffen. Aber konnte er denn nicht unter meiner Leitung eine andere Laufbahn einschlagen? Er, der so befähigt war, den jedermann beim ersten Blick lieb gewinnen mußte? Mußte ich den aufrichtig Reuigen zurückstoßen? Nein, meine Herren, schlecht war der Edgar nicht, und ehrlos — wahrhaftig! — auch nicht. Trotz alledem und alledem. Hätte ich noch einmal die flehend ausgestreckte Hand des Reuigen ergriffen, statt ihn aus der Heimat in die kalte Ferne, das sichere Verderben für einen solchen Charakter, zu stoßen; hätte ich ihn unter meine besondere Obhut genommen und die Strenge mit der Güte vereint, — er konnte noch gerettet werden. Diese im Grunde so nobel, so tiefedel veranlagte Natur konnte wohl straucheln und fallen, aber niemals

in Gemeinheit versinken. Und er war ja noch so jung, so jung! . . .

Was war natürlicher, als daß ich nun auch den Ersatz für den verlorenen Bruder in meinem jungen Liebesglück suchte? All' die Liebe, die ich mir einredete, für Edgar verloren zu haben, auf sie übertrug, auf meine Gertrud, die nun mein Ein und Alles war? Mit fieberhafter Hast beschleunigte ich unsere Vermählung, und in den Flitterwochen gab es auch wirklich Stunden und Tage, wo ich den Verlorenen völlig vergessen hatte und mich so glücklich glaubte, wie nur irgend einer. Wenn ich freilich jetzt an jene Zeit zurückdenke, muß ich mir gestehen, daß dieser vollkommene Glückszustand zu einem großen Teile doch auf einer Art Betäubung beruhte. Ich wollte nicht mehr an den Unglücklichen denken, er sollte nun einmal für mich tot und vergessen sein. Ach, wie wenig vermögen wir doch auch nur über unser eigenes, kleines Ich, die wir die ganze Welt meistern zu dürfen glauben! Wie oft, wenn ich allein in meinem Arbeitszimmer schrieb oder las, ertappte ich mich auf der Erinnerung an den Verlorenen! Ich sah ihn vor mir als blondlockigen, neunjährigen Knaben, wie er fast gar nicht von mir zu trennen war, wie eine Klette an mir hing und bittere Thränen vergoß,

wenn ich nach Ablauf der Ferien zurück in die Stadt mußte. Und dann sah ich ihn vor mir stehen mit flehender Gebärde: „Bruder, lieber Bruder, nur dies letzte Mal vergieb mir noch!“ Und ich vergab ihm nicht und stieß ihn wie einen Hund von meiner Schwelle. Wie einen räudigen Hund. Und dann warf er mir diesen letzten, unvergeßlichen Blick des tiefsten Schmerzes, der stummen, rührenden Anklage zu und ging. Und ging . . . Wo mochte er jetzt sein? Wie mochte es ihm ergehen? Vielleicht war er drüben schon verdorben, gestorben! Vielleicht hatte er sich in der Verzweiflung doch ein Leides angethan? So sehr ich gegen mich selbst darüber wütete — ich konnte diese Fragen nicht mehr los werden. Sie verfolgten, quälten mich, wo ich ging und stand. Da ich nun alle diese Gedanken in mich hinunterwürgte — meine Frau hatte mir versprechen müssen, den Namen Edgar nicht mehr zu erwähnen — so machte sich all diese verhaltene Qual und Unruhe in anderer Weise Luft. Ich geriet allmählich in einen Zustand fortwährender nervöser Gereiztheit, war sozusagen stets geladen und nahm die geringfügigsten Vorwände zum Anlaß, meiner Umgebung, und nicht am wenigsten meiner Frau, die unerquicklichsten, heftigsten Scenen zu bereiten. Ich war wie umgewandelt; man

erkannte den ruhigen, stets gleichmütig-freundlichen Dr. Günther von ehemals kaum noch wieder.

Meine Frau ertrug meine Launen mit geradezu auffallender Geduld. Aber sie veränderte allmählich ihr ganzes Wesen gegen mich in seltsamer Weise. Sie wurde mir gegenüber scheu und ängstlich, ganz eigentümlich befangen. In der ersten Zeit konnte ich dafür irgendwelche außergewöhnliche Gründe nicht vermuten. „Kein Wunder,“ sagte ich mir in Stunden ruhiger Ueberlegung und Selbstprüfung, „sie kann ja niemals sicher sein, daß ich nicht irgend einen Streit vom Zaune breche.“

Nun aber griff eine andere Macht in mein Leben ein. Die öffentliche Meinung begann meinen Gemütszustand auf ihre Weise zu erklären, der „Große Galeotto“ trat in Aktion — Sie kennen doch das Drama von Schegaray — ja? — Nun glaubte man in der That keinen triftigeren Grund für meine auffallende Veränderung entdecken zu können, als häusliches Unglück, getrübbtes Eheleben. „Er ist unglücklich verheiratet“ — das wurde bald in unserm ganzen Bekanntenkreise zum Dogma. Natürlich blieb man dabei nicht stehen und forschte nun weiter nach dem Warum? Denn da es nun einmal feststand, daß ich in unglücklicher Ehe lebte, so mußte doch notwendiger Weise

ein Grund für diese Thatsache vorliegen. Ja, meine Herren, das ist so die unentrinnbare, vernichtende Teufelslogik des „Großen Galeotto“, genannt öffentliche Meinung!

Es dauerte auch gar nicht lange, da war der „Grund“ schon gefunden.

Zu unseren intimsten Bekannten gehörte ein Vetter meiner Frau, der Premierlieutenant v. Elsdorf, der bei dem —ten Regimente stand. Sie waren von Jugend auf befreundet und sympathisierten namentlich in ihrer Vorliebe für Musik und schöne Litteratur. Da fiel es mir denn auch gar nicht weiter auf, daß Elsdorf nicht nur in unserm Hause aus- und einging, sondern auch häufig, während der vielen Stunden, in denen mich meine Patienten in Anspruch nahmen, sich meiner Frau widmete, ihr Noten und Bücher besorgte, vorlas, mit ihr musizierte, auch zuweilen Spaziergänge unternahm oder sie ins Theater begleitete. Mir war das anfangs um so lieber, als ich selbst wenig Sinn für die schönen Künste hatte und überdies unmöglich verlangen konnte, daß sich meine Frau ganze Tage lang, während ich meiner Praxis in und außer der Stadt nachging, von aller Welt abschließen und auf die unschuldigsten Genüsse verzichten sollte. Bisher hatte ja auch niemand etwas darin gefunden. Ich bitte Sie,

ein leiblicher Better und Jugendfreund, mit dem sie sich von Kindheit an auf Du und Du stand!

Jetzt wurde das anders. Man ward auf dieses Verhältniß aufmerksam, begann es zu deuten, fand es höchst auffällig, noch mehr aber mein, des Gatten, Verhalten dazu, dessen ganze Gemüthsverfassung doch deutlich erkennen ließ, daß er mindestens ahnte, wie die Dinge lagen. Denn woher sollte sonst meine seltsame Erbitterung stammen? Mit ungelösten Fragen giebt sich Frau Jama nicht lange zufrieden. Sie hat auf alles eine Antwort; einfach weil sie eine haben will. Und hier wurde einem ja die Antwort geradezu auf dem Präsentierteller geboten.

Die junge, schöne Frau, die sich in ihrer häufigen Einsamkeit langweilt, — der elegante Offizier — beide stets zusammen, auf der Promenade, im Theater u. s. w. — — „ganz wie Mann und Frau“. Man fand es nachgerade höchst anstößig, unanständig. Eigentlich war das ja eine brüske Herausforderung an die Gesellschaft. Was glaubte man ihr denn bieten zu können? Nein, das durfte man nicht länger dulden.

Man begann sich von unserm Hause zurückzuziehen, verletzte fast demonstrativ gewisse gesellschaftliche Pflichten gegen uns und hatte auf meine naiven, ahnungslosen Fragen Antworten, die mich

auf die Dauer doch stutzig machen mußten. Man zuckte höflich-kühl die Achseln und gewöhnte sich daran, mich mit einer Art fataler diskreter Teilnahme zu behandeln. Man erkundigte sich gleichzeitig nach dem Befinden der „schönen jungen Frau Gemahlin“ und des „hübschen schneidigen Herrn Lieutenants“, schüttelte dann gleichsam bedauernd den Kopf und versank in vielsagendes Schweigen. Ich hätte ja ein Idiot sein müssen, wenn ich nicht eines Tages erraten hätte, was man mir mit so außerordentlicher Beredsamkeit — verschwieg.

Also das war es? So standen die Dinge?

Ich schlug mir vor die Stirn. Ja wirklich, war ich denn die ganze Zeit über blind gewesen? Selbst die Dienstboten lächelten ja schon eigentümlich, wenn sie bei irgend einer Gelegenheit den „Herrn Lieutenant“ erwähnen mußten. Gewiß, die Leute hatten recht, nur zu sehr recht. Woher sonst auch diese übermenschliche Engelsgeduld gegen alle meine Launen? Dieses scheue, gedrückte Wesen mir gegenüber und diese glückselige, aber schnell verstummende Heiterkeit, wenn ich beide zusammen gelegentlich überraschte? Und diese Kazenfreundlichkeit, diese rührende Herzlichkeit und Aufmerksamkeit, mit der mich Elsdorf förmlich überschüttete! Was war das anderes, als das

böse Gewissen dem Manne, dem Freunde gegenüber, dessen Glück und ehrlichen Namen er hinterwärts mit Füßen trat?

Ich konnte kaum noch zweifeln. Es handelte sich für mich jetzt nur noch um die positive Gewißheit, um die sonnenklaren Beweise, die es mir möglich machen sollten, all' die Qual, Rachsucht, Verzweiflung, die mich schier verzehrten, in einem unbarmherzigen, schonungslosen Strafgerichte auf die Schuldigen zu entladen.

So sehr ich mich auch zunächst zu beherrschen suchte, so wurde mein ganzes Gebaren von nun an noch finsterner, abstoßender, unheimlicher als bisher. Die befangenen, angeblich teilnehmenden, aber merkwürdig ängstlichen Fragen meiner Frau wies ich mit kaltem, gleichgültigem Hohnlächeln zurück. Sie wagte kaum noch, mich anzureden, und ich blickte täglich deutlicher in einen Abgrund der schwärzesten Heuchelei. Dagegen wurde ihr Gesicht von einem Freudenthimmer verklärt, wenn der Besuch Elsdorfs gemeldet wurde. Sah ich sie dann scharf und durchdringend an, dann zuckte sie wohl zusammen und errötete gar. Es war nicht länger zu ertragen. Dem mußte ein Ende gemacht werden.

Eines Mittags verließ ich das Haus mit dem Befehl, man möchte mit dem Abendessen nicht

auf mich warten, ich sei zu einer Konsultation in einem benachbarten Orte hinzugezogen und würde im Hause des betreffenden Patienten übernachten. Vor morgen Mittag käme ich nicht zurück. — Am Abend desselben Tages, es mochte gegen 11 Uhr sein, öffnete ich geräuschlos meine Wohnung und schlich mich auf den Zehen durch den Korridor in die Zimmer. Alles still und dunkel. Da — aus dem Musikzimmer — ein heller, schräger Lichtschimmer durch die Ritzen der Flügelthür. Stimmen. Ihre und seine. Also richtig. Ganz, wie ich vermutet.

Ich hatte sie!

Endlich!

In diesem Augenblicke überwog der Triumph, das Gefühl einer wahrhaft diabolischen Freude alle anderen Empfindungen: —

Ich hatte sie!

Wie ein Tiger, der seine Beute beschleicht, war ich ganz dicht herangekommen. Jetzt lehnte ich mein Ohr an die Thür — ich konnte fast jedes Wort verstehen:

„Aber liebes, einziges Trudchen, so fasse dich doch nur! Er wird, er muß ja Vernunft annehmen. Er muß ja doch einsehen, daß dieses Verhältnis nicht länger fortgesetzt werden kann.“

„Ach Robert, du kennst ihn nicht —!“

„Aber einmal muß es doch zur Auseinander-
setzung kommen! — Ach, wenn wir doch erst
unser neues Heim begründet hätten! Dann wür-
dest auch du wieder aufleben! Na, der Alte wird
schließlich doch Vernunft annehmen müssen, und
dann — —“

Herrlich, prächtig! Man beriet also schon die
„Auseinandersetzung“, hatte schon das „neue Heim“
in Sicht, — vielleicht gar schon hübsch möbliert?
Inzwischen aber genoß man die Vorfreuden. Ueber
den Gatten war man zur Tagesordnung über-
gegangen. Ihn nannte man nur noch verächtlich
den „Alten“! Reizend, ganz reizend, fast wie in
einem modernen französischen Sittendrama. Aber
hatte ich es denn auch besser verdient?

„ . . . Du lieber, guter Robert, ich weiß ja,
wie gut du bist. Du Einziger, wenn ich dich nicht
noch hätte! — Aber was hilft das alles, wenn
Ernst — —! Ach, Robert, Robert —!“

Dann ward es einen Augenblick stille.

Instinktiv bückte ich mich, um durch das
Schlüsselloch zu blicken. Beide saßen dicht neben-
einander auf dem Sofa. Sie hatte ihr Haupt
auf seine Brust gelehnt, ihre Arme ruhten auf
seinen Schultern, er strich ihr mit der Rechten
zärtlich über das üppige, kastanienbraune Haar
— und jetzt — küßte er sie auf die Stirn!

„Mein armes, teures — —“

Ein heftiger Stoß mit der flachen Hand — frachend schlugen die Flügelthüren auseinander — ein entsetzlicher Aufschrei — beide waren aufgesprungen, Bestürzung, Verwirrung auf den Gesichtern.

Ja, ich hatte sie!

„O Gott, das ist ja Ernst!“

„Sehr richtig, mein Täubchen, leider nur Ernst, der „Alte“, dein treugeliebter Gatte. Wie? Die Freude des Wiedersehens scheint dich ja ganz zu überwältigen? Ich störe wohl? Die Herrschaften wollten wohl eben die Ausstattung des neuen Heims besprechen? Was? — Wir sprechen uns später. — Sie aber, mein Herr maître de plaisir gelangweilter Ehefrauen, Sie machen sofort —“

„O Gott, Robert, er hat —“

„Freilich habe ich, mein Vögelchen, — alles habe ich — —“. Ich brach kurz ab und wandte mich wieder zu Elsdorf: —

„Also Sie machen sich zunächst sofort aus dem Staube, aber sofort: sage ich, sonst —“

„Aber, Günther, so hören Sie doch nur —“

„Ich habe gehört — und gesehen — alles — ich — ich —“, das Wort blieb mir in der Kehle stecken.

„Also wirklich? — Gelauscht? — Durchs Schlüßelloch —? Dann freilich!“ Einen Augenblick lächelte er mit unverhehltem verachtungsvollem Hohn, aber gleich darauf bezwang er sich gewaltsam:

„Sie sollten doch wirklich Vernunft annehmen, Günther! Wenn auch der Schein — —“

Länger konnte ich meine erkünstelte Ruhe nicht bewahren. Diese Frechheit überstieg doch alle Grenzen. War ich denn in seinen Augen wirklich schon ein Trottel?

„Der Schein?“ schrie ich in maßloser Wut, — „der Schein? Schämen sollten Sie sich, mein Herr Offizier, der Sie des Königs Rock tragen, zu ihrer niedrigen Handlungsweise auch noch die Feig — —“

„Günther, nicht weiter!“

„— Die Feigheit zu gesellen! Hinaus! — Sofort! — Oder soll ich Ihnen in Gegenwart Ihrer — Ihrer —“

Meiner Sinne kaum mächtig, riß ich aus der Brusttasche meines Paletot eine verborgen gehaltene Reitpeitsche.

„— Einen Denktettel auf den Weg geben?!“ Und ich schwang die Gerte mehrere Male drohend durch die Luft, — pfeifend, keinen halben Meter weit von seinem Gesicht.

Er ward weiß, wie der Ofen — die Augen traten ihm aus den Höhlen — er ballte die Fäuste — jetzt — jetzt mußte er sich auf mich stürzen.

O, ich war wohl vorbereitet! Auf alle Fälle. Die Gerte hatte ich in die Linke genommen, die Rechte — hielt in der Seitentasche meines Ueberziehers den Griff eines Revolvers umspannt.

Ich hätte ihn niedergeschossen, wie einen tollen Hund!

„Robert, Robert, lieber guter Robert! Mir zuliebe! Mir zuliebe — —!“

Flehend rang sie die gefalteten Hände zu ihm hin. Sie war so schön, so rührend schön in ihrer Hilflosigkeit. Ich hätte mich an ihre Brust stürzen, hätte sie küssen, zu Tode küssen mögen. Aber all' ihre liebreizende Schönheit entflammte mich in diesem Augenblick nur zu rasender Wut. Denn ihm, ihm galt, gehörte doch das alles!

Er warf einen Blick auf sie, griff sich an die Stirn, stöhnte laut auf.

„Auf mor—gen —!“ preßte er heraus und verließ das Zimmer.

Mein Hohngelächter folgte ihm. Seine Schritte verhallten, nach einer halben Minute hörte ich ihn die Korridorthür zuschlagen.

„Ei, sieh' doch mal! Dir zuliebe, dir zuliebe!“

Das wirkt ja Wunder! — Ja freilich, was thut und erträgt man nicht alles aus Liebe! Nicht wahr, mein süßes Frauchen?“

Sie antwortete nicht. Auf dem Sessel vor dem Flügel hingesunken, barg sie still weinend ihr Gesicht in den Händen.

„Laß das Komödienspiel und antworte mir, hörst du?“

Ihr Schweigen reizte mich aufs Aeußerste. Ich verlor nun auch den Rest meiner Haltung.

„Na wird's bald?“ schrie ich brutal, packte mit eisernem Griff ihr zartes, weißes Handgelenk und schüttelte sie heftig.

„Wirst du wohl antworten, du — du — gemeines Frauenzimmer?!“

„Ernst —! das — das ist zu viel!!“

Sie war aufgesprungen, hatte mit einer raschen Wendung ihren Arm befreit und schritt auf die Thür des anstoßenden Schlafgemachs zu. Schon hielt sie die Klinke in der Hand, da wandte sie sich plötzlich um und blickte mir starr ins Gesicht. Ihre Thränen waren versiegt, nur zwei helle Tropfen noch rannen langsam über ihre Wangen.

„Ich verachte dich!“

Nie habe ich sie schöner gesehen.

Dann betrat sie das Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich ab — einmal — zweimal.

Ich wollte ihr nachstürzen — wollte die Thüre sprengen — wollte — wollte — ja, was ich eigentlich wollte, wußte ich in diesem Augenblicke wohl selbst nicht. Dann besann ich mich —:

„Na warte nur, — Dirne!“ — —

Erlassen Sie mir die Schilderung der schlaflosen Nacht, die ich verlebte. Am nächsten Vormittag erschien ein Kamerad Elsdorfs bei mir, der mir dessen Forderung überbrachte. Die Beleidigung, die nach dem Ehrenkoder einer thätlichen gleichkomme, sei eigentlich nur mit Blut zu sühnen. In Anbetracht der besonderen Umstände jedoch würde sich Elsdorf seinerseits zu einer Erklärung bereit finden lassen, wenn ich zuvor bedingungslos und in aller Form Abbitte leisten wolle.

„Eben diese besondern Umstände,“ wollte der Abgesandte fortfahren, „rechtfertigen —“

Ich fiel ihm kurz und schroff ins Wort:

„Ich bitte — nicht weiter, mein Herr. Ich muß mir jede Erörterung dieser „besondern Umstände“ auf das entschiedenste verbitten. — Haben Sie mir sonst noch etwas mitzuteilen?“

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Dann bleibt es eben dabei. Gezogene Pistolen — 5 Schritt Barriere — bis zur Kampfunfähigkeit einer der beiden Parteien.“

Und so weiter.

Die ganze Unterredung hatte noch keine fünf Minuten gedauert. Am nächsten Morgen in aller Frühe sollte die Sache ausgetragen werden. Gegen Abend brachte mir der Diener einen Brief von meiner Frau. Ich zerriß ihn ungelesen und warf die Fetzen in den Papierkorb. —

Es war im Mai. Der Tag war eben angebrochen, aber die Sonne noch unwölkt, als mich mein Sekundant und der Kollege, der seines Amtes als Arzt walten sollte, aus meiner Wohnung abholten. Wir hatten etwa eine halbe Wegstunde mit der Bahn, weitere 20 Minuten zu Fuß zurückzulegen. Von den Wiesen stieg der Nebel auf, Gräser und Blumen beugten sich schwer von matt blinkendem Tau. Wir gingen durch den schweigenden Wald. Es lag eine feierliche, hehre Stille in der Natur, nur selten von dem Gezwitzcher eines Vogels bei seiner Morgentoilette unterbrochen. Wie oft war ich so als Knabe in aller Frühe durch den Wald gegangen. Und jetzt!

Endlich hatte unsere schweigsame Wanderung ihr Ziel erreicht, eine malerische Lichtung, auf deren einer Seite das Wasser des nahen Sees durch die Bäume schimmerte.

Wir trafen ziemlich gleichzeitig mit der andern

Partei auf dem Kampfplatze ein. Auch der Unparteiische erschien in demselben Augenblicke. Die Vorbereitungen gingen schnell von statten. Zwei kreuzweise in die Erde gesteckte Offiziersdegen bezeichneten die Barriere. Die Distance wurde abgemessen.

Der noch übrige Sühneversuch konnte nach Lage der Dinge nur ganz formeller Natur sein. Dennoch schien es mir einen Augenblick, als ob Elsdorf noch etwas sagen wollte. Er schwieg aber.

Wir nahmen unsere Stellungen ein.

„Fertig!“ kommandierte der Unparteiische.

Die Hähne wurden gespannt, die Pistolen in schußbereite Lage gebracht.

„Los!“

Wir avancierten beide gleichzeitig. Unsere Blicke trafen sich. Mir war, als huschte ein ganz leises mitleidiges Lächeln über sein Gesicht. Nun, wir werden ja sehen, wir werden ja sehen

In diesem Augenblick frachte sein Schuß. Er war mir durch den Ärmel über dem rechten Oberarm, dicht an der Schulter, gegangen.

Ah so, kampfunfähig hatte er mich machen wollen, und zwar auf möglichst billige Weise, um sich alle Ungelegenheiten zu ersparen und seinem „neuen Heim“ das Odium eines getöteten Gatten

fernzuhalten. Sehr praktisch! Nun, mein Lieber, — ich habe solche weitschauende, diplomatische Rücksichten nicht zu nehmen. Ich war ein guter Schütze; der Vater hatte uns Knaben auf dem Lande zum Pistolenschießen angehalten. „Wer weiß, wozu es gut ist,“ pflegte er zu sagen. Später hatte ich diesen Sport fortgesetzt, um meine Hand als Arzt zu festigen, und diese Hand war ja als sicher bekannt. Die Stirne, in der Mitte über beiden Augen, war jedenfalls das sicherste Ziel. Oder das Herz? Wo es liegen mußte, konnte ich als Arzt ziemlich genau abschätzen. Ich hatte es ja als Student häufig genug unter meinem Seciermesser gehabt. Das Herz, das liebevolle Herz! Welche hervorragende Rolle mochte es bei ihren poetisch-musikalischen Unterhaltungen gespielt haben. Laß sehen, ob ich, der Barbar, nicht auch einmal „poetisch“ sein kann — auf meine Weise!

Elsdorf war auf dem Punkte, wo er seinen Schuß abgefueet hatte, vorschriftsmäßig stehen geblieben. Auch ich blieb stehen, zielte fünf — zehn Sekunden lang —

Krach!

Ich sah ihn durch das dünne, bläuliche Rauchwölkchen nur ganz leicht zusammenzucken, dann wankte er, sank lautlos um. Man sprang hinzu,

bettete ihn sanft auf den Rasen. Der Kollege riß ihm Rock, Weste, Hemd auf. Ein Blutstrom quoll ihm entgegen, rieselte ins Gras.

„Tot — auf der Stelle — Herz — mitten durch —“.

Ein Windhauch schauerte durch die Wipfel — strahlend, gleichsam triumphierend, brach die Sonne durch die Nebel, schimmerte durch das grüne Laub der Bäume, lächelte heiter über dem wachsblassen, starren Antlitz des Toten, spiegelte sich in der größer werdenden Blutlache. Von fernher schimmerte die Wasserflut, jetzt von Millionen Lichtern umspielt. Man konnte nun das gegenüberliegende Ufer mit einigen Bauernhäuschen erblicken. Rauch stieg aus den Schornsteinen. Und dort auf dem Rasen lag einer, der das alles nicht mehr sah, stumm, ernst, mit einem Ausdruck, als fänne er über einem tiefen Geheimnis nach, als habe er etwas unendlich Trauriges zu verschweigen . . . Und warum war es denn so plötzlich so hell, so heiter? Was war denn eigentlich geschehen?

Ich fühlte es dumpf in mir aufsteigen, wie die Ahnung von etwas Furchtbarem, Namenlosem, Unausprechlichem, wie etwas, das mich zermalmen müsse, wenn es Macht über mich gewänne. Was es war, wußte ich nicht; ein Instinkt der Selbsterhaltung nur sagte mir, daß ich es mit aller

Kraft unterdrücken, im Keime ersticken müsse, wollte ich nicht daran zu Grunde gehen. „Unfönn, alles Unfönn,“ sagte ich mir, „du hast gethan, was Ehre und Pflicht geboten, einer von uns beiden war zu viel. Wenn er statt meiner hier auf dem Rasen liegt, — pah, was liegt daran! Warum hat er nicht besser, nicht anders gezielt?!“

Im Einverständnisse mit den andern Beteiligten machte ich selber der Behörde Anzeige von dem Geschehenen. Nach etwa vier Wochen kam die Sache zur Verhandlung. Obwohl ich jede Auskunft über den Anlaß des Zweikampfes verweigerte, konnte ich doch nicht verhindern, daß der Staatsanwalt in wohlmeinender Absicht darauf anspielte und die „gefränkte Gattenehre“, wenn auch nur andeutungsweise, als mildernden Umstand ins Feld führte. Man wollte mich schonen. Richter und Staatsanwalt hätten ja in meinem Falle wahrscheinlich ebenso gehandelt. Die Gesellschaft hatte ja nun ihre Genugthuung, die öffentlichen Sympathien waren auf meiner Seite. Dem Antrage des Staatsanwalts gemäß wurde ich zu einem Jahre Festung verurteilt. Sechs Monate saß ich in G., dann wurde ich begnadigt.

Meine Frau hatte ich seit dem bewußten Vorfall nicht wiedergesehen. Sie war an dem Tage

nach dem Duell zu ihrer alten Tante in einer kleinen Provinzialstadt abgereist. Dort war bei ihr, wie mir die alte Tante schrieb, gleich nach der Ankunft ein heftiges Nervenfieber ausgebrochen. Sie genas zwar von der akuten Krankheit, aber Herz und Lunge waren in dauernde Mitleidenschaft gezogen. Auf der Festung erhielt ich die weitere Nachricht, daß das Lungenleiden allem Anscheine nach einen sehr ernsten Charakter annahm, der Hausarzt äußerte sich sehr zurückhaltend, — ob ich denn die Kranke nicht einmal besuchen wolle? Bald darauf wurde ich entlassen, und einige Wochen später folgte ein längeres Schreiben der Tante, worin sie mir mittheilte, es sei nun gar kein Zweifel mehr, Gertrud befinde sich in einem vorgerückten Stadium der Tuberkulose, ihre Kräfte nähmen von Tage zu Tage ab, das Fieber dagegen fortgesetzt zu. Sie habe schon seit Wochen das Bett nicht verlassen dürfen und äußere täglich dringender den Wunsch, mich noch vor ihrem Hinscheiden, das sie mit völliger Klarheit herannahen fühle, zu sehen. „Ueber das Gewesene,“ so ungefähr schloß der Brief, „werden Sie sich mit Gertrud selbst am besten aussprechen. Ich sage heute darüber nichts. Möchte aber früher auch vorgefallen sein, was da wolle, so glaube ich doch, daß Sie nicht grausam genug sein wer-

den, einer Sterbenden den letzten Wunsch zu verjagen. Schon als Arzt, der am Lager eines Kranken nicht darnach zu fragen hat, wer der Kranke ist, ob er gut oder böse gehandelt hat; der selbst dem Verbrecher seine Hilfe nicht verjagen darf, hätten Sie, mein Herr Doktor, sollte ich meinen, als Mann von Ehre und Gewissen die Pflicht, einer hoffnungslos Kranken diejenige Erleichterung zu verschaffen, die zu gewähren in Ihrer Macht liegt, und die in diesem Falle schon durch Ihre bloße Gegenwart erzielt würde.“

Ich glaube heute zwar, daß auch noch andere Gründe, die ich mir selbst nicht eingestehen wollte, meinen Entschluß mitbestimmten. Damals aber war es der Appell an den Arzt, der Appell an Pflicht und Ehre, der mich vor mir selbst bewog, dem Rufe der Tante Folge zu leisten. Pflicht und Ehre über alles!

Pflicht und Ehre, ha, ha!“

Der Erzähler lachte laut auf, voll Hohn, Schmerz und verhaltenem Grimm.

„Pflicht und Ehre, jawohl, das war schon das Richtige! Pflicht und Ehre, — davon nehmen wir ja alle den Mund so voll, wir Leute der guten Gesellschaft, die wir so turmhoch erhaben über dem gemeinen Manne aus dem Volke

stehen, zumal wenn er sich in seiner Dummheit, in seiner kindlichen Roheit und Begehrlichkeit in den Maschen des Strafgesetzbuches verstrickt. O wir Heuchler und Pharisäer! Liebe ist, was uns not thut, es giebt keine Pflicht und keine Ehre, die nicht aus der Liebe ist! — —

Als ich in ihre Krankenstube trat, als sie mich zum ersten Male nach der langen Trennung, nach all' dem Furchtbaren wieder sah, da war die Erschütterung für ihr erschöpftes Nervensystem zu groß. Sie brach in heftiges, konvulsivisches Weinen aus.

„Ernst, Ernst, was habe ich gelitten!“

Ein Blick auf die vor mir liegende Kranke hatte genügt, um mir Gewißheit zu verschaffen: — Phthisis im letzten Stadium. War denn das noch meine blühende, rosige Gertrud? Die fieberhaft glänzenden Augen waren tief in die Höhlen gesunken, unter der durchsichtigen, weißgelben, von roten Pünktchen durchschimmerten Haut traten die Backenknochen eckig hervor. Das runde Kinn war spitz, das einst so üppige Haar dünn und licht, die Stirn unnatürlich hoch geworden. Mir war, als sähe ich die Hand des Todes auf ihr ruhen.

Ich wußte, daß die Thränen sie erleichterten und ließ sie gewähren. Nach einigen Minuten ging der Anfall vorüber.

„Verzeih' mir, Ernst, daß ich dich so empfangen. Aber die Erinnerung — und dann die Freude —! Wie gut von dir, daß du doch gekommen bist!“

Damit streckte sie mir mit freundlichem, sanftem Lächeln ihre Hand entgegen. Ach, wie schmal und lang war diese Hand geworden — Haut und Knochen.

„Ernst, ich habe dich gebeten, zu kommen, weil — weil — — Ernst, glaubst du denn wirklich noch immer, — daß ich — daß Robert — —?“

Sie blickte seitwärts zur Wand, ein leichtes, schamhaftes Erröten belebte einen Augenblick dieses leichenähnliche Antlitz. Schon halb im Grabe, war sie noch immer Weib.

„Lassen wir das,“ sagte ich finster abwehrend. „Du hast mich ersucht zu kommen, und nun bin ich da. Sprechen wir nicht mehr von dem, was nicht mehr zu ändern ist. Es greift dich nur unnütz an und — mich vielleicht auch.“

„Nein, Ernst,“ erwiderte sie mit sanfter Bestimmtheit, „wir müssen doch darüber sprechen. Ich habe ja lange, lange mit mir gekämpft, denn nachdem das Furchtbare einmal geschehen und nicht mehr zu ändern war — weshalb sollte ich dich da einem — einem Irrtum entreißen, der,

so entsetzlich und verhängnisvoll er auch vor der That für uns alle war, nach der That doch eine Wohlthat für dich, dein einziger Trost, dein einziger Halt sein mußte. Auch der Tante habe ich lange nichts gesagt, denn sie hätte es dir ganz gewiß mitgeteilt, und das wollte ich ja nicht. Sie hat mich dennoch bei sich aufgenommen, als Sünderin, als Gefallene, und mich gepflegt wie eine Mutter. Ihr genügte, daß ich unglücklich, krank und verlassen war. — Ach, Ernst, ich glaubte, ich würde stark genug sein, all' mein Leid schweigend hinüberzunehmen und dir die Genugthuung zu lassen, du seiest doch wenigstens in deinem guten Rechte gewesen. Aber ich kann es ja nicht o Gott, ich kann es nicht! Ich kann nicht mit dem Gedanken von hinnen scheiden, daß du mich dein Leben lang für eine Verworfenne halten, mein Andenken verfluchen wirst! Ich kann deine Liebe nicht missen, Ernst, ich kann sie nicht missen — nicht hier und nicht — da — droben!“

Er schöpft hielt sie inne, indem sie langsam die Rechte ein wenig erhob und mit dem dünnen, knochigen Zeigefinger zur Decke wies.

„Verzeih' mir der Allmächtige und verzeih' du es mir, Ernst, wenn ich dir noch im Sterben vielleicht eine tiefe Wunde schlage — —: Ich bin ja unschuldig, du warst im Irrtum, Ernst.“

Mit gespannter, steigender Erregung hatte ich zugehört.

Unschuldig? — Im Irrtum? — Wollte mich denn dieses Weib noch im Angesichte des Todes belügen? Wollte sie mir in satanischer Bosheit noch sterbend den vergifteten Dolch in die Brust stoßen, um Rache zu nehmen —, Rache für sich und für das vergossene Blut des Geliebten? — Aber nein, dieses Antlitz, auf dem die Klarheit und Ruhe des Himmels, der feierliche, erdenfremde Ernst des Todes ausgebreitet lagen, konnte nicht lügen! Eine entsetzliche Ahnung stieg in mir auf — es war wohl mehr als Ahnung! — und trieb mir den kalten Schweiß auf die Stirn. Und doch, und doch! — Nein, nein, das war ja unmöglich, ganz unmöglich, das lag ja ganz außerhalb alles Denkbaren, konnte, durfte, sollte nicht sein! Die Scene im Musikzimmer —

„Ja, ich weiß wohl,“ fuhr sie, meine Gedanken erratend, mit trübem Lächeln fort, „der Schein war gegen uns, indeß wenn du nur —“

Der Schein! Auch er, der Verführer, dessen Gebeine nun unter dem grünen Rasen bleichten, hatte ja damals vom „Schein“ gesprochen. Ich hatte es, angesichts des mit meinen leiblichen Augen und Ohren Erfahrenen für eine ganz er-

bärmliche, feige Lüge gehalten und ihm das Wort mit der Reitpeitsche abgeschnitten.

„— Wenn du uns nur eine Minute lang ruhig angehört hättest, so wäre ja alles auf die natürlichste Weise aufgeklärt, alles vermieden worden. Aber du wolltest ja leider nicht hören, du warst ja rasend, Ernst! Ach, hättest du doch wenigstens meinen Brief gelesen!“

Ja, richtig, der Brief! Der ungelesen zer= rissene Brief! Den hatte ich ganz vergessen!

„Aber Robert hätte doch später — am an= dern Tage —“

„Was konnte, was durste er noch thun, nach= dem du ihn einmal tödlich beleidigt hattest? Als Offizier, als Edelmann mußte er doch nach den herrschenden Ehrbegriffen zunächst die ihm angethane Schmach abwaschen. Er konnte doch unmöglich den ersten Schritt thun, ohne als Feig= ling zu erscheinen. — Ach ja, die Ehre, die Ehre! — Wäre er am Leben geblieben, so hätte er, nachdem die Beleidigung gesühnt worden, das Mißverständnis gewiß aufgeklärt. So blieb ihm nichts übrig, als den Ausgang des Duells abzu= warten und für den Fall seines Todes Vorsorge zu treffen. Er hat mir das alles in einem Briefe, den er in der Nacht vorher geschrieben und für mich zurückgelassen, ganz eingehend auseinander=

gesetzt. Auch einen Zettel hat er beigelegt, der mir vor dir und der Welt als Ehrenerklärung dienen sollte. Ich habe ihn für mich behalten, obwohl ich damit eigentlich dem Toten unrecht that. Aber er war ja tot, und du — du lebstest —, und ich wollte ja nicht —“

Sie wandte sich ein wenig zur Seite und suchte mit zitternden Händen unter dem Kopfkissen. Ein kleines, zierliches Damenportefeuille, innen mit blauem Atlas gefüttert, kam zum Vorschein. Ich hatte es ihr vor vielen Jahren, als wir noch im geheimen verlobt waren, geschenkt.

„Der arme, arme Robert! Wie teuer hat er seine treue Freundschaft für mich büßen müssen! So jung noch, so lebensfreudig und — so nah am Ziel! — Hier ist der Zettel.“

Ein einzelnes zusammengefaltetes Blatt. Es enthielt nur eine kurze Erklärung folgenden Inhalts:

„Ich eigenhändig Endesunterzeichneter, Robert v. Elsdorf, Premierlieutenant im —ten Regiment u. s. w., im Begriff, morgen einen Zweikampf auf Tod und Leben auszufechten, erkläre hiermit für den Fall meines Ablebens auf Ehrenwort und Offiziersparole, daß zwischen mir und meiner Cousine, der Frau Gertrud Günther, geb. Wolfram, Gattin des hier-

selbst wohnhaften Dr. Ernst Günther, ein sträfliches Verhältniß niemals stattgefunden; daß unsere Beziehungen vom ersten Anfang an bis zum gegenwärtigen Augenblick stets nur rein freundschaftliche und verwandtschaftliche gewesen sind; daß wir uns niemals, weder in Worten noch in Handlungen irgend welcher Art, mit unreinen Gedanken genähert haben. Die Annahme des Dr. Günther vom Gegenteil beruht auf einem unseligen Mißverständnis, das aufzuklären Frau Gertrud Günther jederzeit in der Lage ist.

Diese meine Erklärung beschwöre ich im Angesichte des Todes, so wahr mir Gott meine Sünden, insbesondere die letzte, die ich zu begehen im Begriff bin, vergeben und mir zur ewigen Seligkeit verhelfen möge. Amen.

Robert von Elsdorf.

Premierlieutenant u. s. w.“

Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe, treu bis über das Grab hinaus, — und ich hatte ihn gemordet! Ein Weib — was sage ich? — ein Engel, der schweigend die unverdiente Schmach auf sich lud, nur um mich zu schonen, um den eitlen Wahn meiner Selbstgerechtigkeit nicht zu zerstören, um mich vor der Verzweiflung zu schützen, — und ich hatte sie gemordet! Noch konnte ich

den Gedanken in seiner ganzen Tragweite nicht fassen. Wie geistesabwesend lehnte ich mich auf meinen Stuhl zurück, preßte beide Hände an die Schläfen, die mir zu zerspringen drohten, und starrte dumpf brütend vor mich hin. Da stand der Nachttisch am Kopfende des Bettes mit all' den Flaschen und Fläschchen, Medizinschachteln und all' den andern Gegenständen, wie sie sich am Lager eines Schwerkranken anzuhäufen pflegen. Und jedes dieser Flaschen und Fläschchen, jeder dieser Gegenstände war eine Anklage gegen mich, und — Mord, Mord stand darauf geschrieben. Und dann schweifste mein Blick über ihr Lager — wie nett und sauber — das weiße Laken — das schlichte, blau und weißgestreifte Nachtjäckchen aus Kattun — die Decke so ordentlich ausgebreitet — und darunter dieser arme, abgezehrte Körper, der so geduldig und ergeben dalag — und diese müden, freundlichen Augen, die jetzt so liebevoll, so hängen Mitleids voll auf mir ruhten . . .

Nein, nein und tausendmal nein! Das konnte ja nicht sein, es konnte nicht, es konnte nicht!

„Aber Gertrud, — um alles in der Welt, das ist ja gar nicht möglich! Ich habe es ja doch alles mit diesen meinen Augen gesehen, mit diesen meinen Ohren gehört! Ihr spracht ja doch schon von dem „neuen Heim“, das ihr mitein-

ander begründen, von der „Auseinandersetzung“, der Scheidung, die ihr vorbereiten wolltet, und der nur ich, der „Alte“, noch im Wege stand! Du lagst ja an seiner Brust, in seinen Armen — und dann der Kuß, Gertrud, der Kuß, der Kuß —!“

„Ja, siehst du, Ernst“ — und wieder erschien das traurige, müde Lächeln auf ihrem Gesichte — „das mit dem neuen Heim — das ist ja eben das unselige Mißverständniß! Das neue Heim — das bezog sich ja gar nicht auf mich, sondern auf die verlobte Braut Roberts. Er war ja schon lange heimlich verlobt mit der Tochter eines reichen Fabrikbesizers in N., der aber von der Verbindung mit dem armen Lieutenant und einfachen „Herrn von“ nichts wissen wollte. Der war ja eben der „Alte“, der Robert im Wege stand! Gerade an dem schrecklichen Tage hatten sich seine Aussichten gebessert, denn er hatte nicht nur erfahren, daß ihm das Hauptmannspatent sicher sei, sondern der berühmte General v. B., sein väterlicher Freund, hatte ihm auch versprochen, bei dem „Alten“ den Fürsprecher zu machen. Und da war er nun freudestrahlend zu mir geeilt und fand mich in Thränen gebadet. Denn du weißt ja, Ernst, du warst in der letzten Zeit — so — wunderbar — so — so — sei

mir schon nicht böse! — so kurz und heftig. Und ich glaubte, du liebtest mich nicht mehr, und ich war so einsam, so einsam . . . Da wollte mich Elsdorf trösten —: wenn er erst sein neues Heim begründet haben werde, dann sollte ich nur immer, wenn mich etwas bedrückte, zu ihm kommen, denn ich und seine Agnes würden ja gewiß die besten Freundinnen werden. Und die „Auseinandersetzungen“ — damit meinte er nur, ich sollte mich doch mit dir einmal offen aussprechen, sollte mich nicht immer kurz abweisen lassen, sondern mein Recht und meine Pflicht als Gattin, an all' deinen Sorgen und Schmerzen teilzunehmen, energisch geltend machen. Ach, hätte ich doch seinen Rat schon früher befolgt! Ich habe mir ja auch schwere Vorwürfe gemacht, daß ich mich nicht an dein Herz gedrängt, auch wenn du mich mürrisch und kalt abweisen wolltest. Denn das war ja meine Pflicht. Aber du weißt ja“ — und nun machte sie einen schwachen Versuch, schalkhaft zu lächeln — „ich bin seit jeher so furchtbar feige gewesen, und es war mir so schrecklich, wenn du mich kurz und heftig ansuhrst. Und dann wollte ich dich auch nicht erzürnen, ich liebte dich ja so unsinnig, so abgöttisch, und alles, was du wolltest und thatest, das war für mich Recht und Gesetz. — Vielleicht hat der liebe Gott mich

strafen wollen, weil du mein Herz so ausfülltest, daß für ihn nur noch wenig Raum übrig blieb. . .
Jaso, der Kuß? Ich weiß wirklich nicht mehr, wie es dazu kam, aber es war gewiß nichts Böses dabei, wirklich nicht, Ernst. Ich wußte ja nicht ein und aus in meinem Kummer. Und Robert war der einzige, dem ich noch mein Herz ausschütten konnte. Du weißt, wir waren von Kindheit an wie Bruder und Schwester. Da warf ich mich denn verzweiflungsvoll an seine Brust, und er küßte mich auf die Stirn, wie der ältere Bruder die dumme, weinende, kindische kleine Schwester. Wie konnten wir nur ahnen, — —
ach, ich kann nicht mehr — ich bin so schwach —“

Da hielt es mich nicht länger, ich stürzte vor ihrem Lager auf die Kniee, ergriff ihre Hand und drückte meine Lippen darauf. Wie mich die harten fleischlosen Knochen schmerzten!

„Nein, nein, Getrud, du kannst mir nicht verzeihen! Und wenn du ein Engel vom Himmel und wenn du selbst der wärest, den sie Gott nennen! Du kannst mir nicht verzeihen, denn für das, was ich gethan habe, giebt es keine Verzeihung — bei keinem Menschen und bei keinem Gott!“

„Gottes Gnade ist unendlich und seine Güte währet ewiglich,“ sagte sie einfach. „Er wird auch dich nicht verlassen. Glaub' es nur, Ernst.“

Und dann richtete sie sich trotz ihrer Erschöpfung mühsam auf, strich mir zärtlich mit der Hand durch das Haar und sagte mit einem Ausdruck unendlicher Liebe und Güte:

„Mein lieber, guter Ernst!“

Das war zuviel! Das ging über alles, was Menschen ertragen, was Menschen fassen können. Schimpf und Schande, Haß und Verachtung wären Labfal, Wollust gewesen gegen diese niederschmetternde, erbarmungslose Güte. Aber meine Sünde war zu groß. Sie zu strafen reichte Gottes Zorn vielleicht nicht aus. Gott straft uns manchmal mit seinem Zorne, nur weil wir die Strafe seiner Liebe nicht ertragen könnten. Denn Gottes Liebe ist größer und mächtiger als sein Zorn.

„Gnade, Gnade, Barmherzigkeit, Gertrud! Gut?! Mich, mich nennst du gut? Mich, der dich, der Elsdorf und sein junges Liebesglück gemordet hat?! Mich, den Elenden, Erbärmlichen, den —“

„Nein, Ernst, schlecht bist du nicht, nur hart warst du, sehr hart.“ Und sie seufzte tief auf. „Sieh', ich hab' die Zeit her viel darüber nachgedacht, wie alles so gekommen ist, so hat kommen müssen. Ich hatte ja so viel Zeit zum Nachdenken, wenn ich die langen Tage und Nächte auf meinem Bette lag. — An deinem Herzen nagte ein geheimer Kummer, ein Wurm nistete

drin und fraß und fraß. Du konntest den Edgar nicht vergessen.“

Edgar!

Nur noch dieser Gedanke hatte gefehlt, um meine Qual zu vollenden. Edgar — da stand er wieder leibhaftig vor mir mit flehentlich rührender Bitte, und ich stieß ihn von meiner Schwelle, hinaus in die weite, fremde Welt, ins Elend. „Auch du könntest einmal in Lagen geraten, wo du der Verzeihung bedarfst,“ sagte er zu mir, und ich hatte höhnisch dazu gelacht, hatte mich in meinem wahnwitzigen Dünkel, in meinem sittlichen Hochmut erhaben gefühlt über allen menschlichen Irrtum, alle menschliche Schwäche. „Auch du könntest einmal“ —! Auch? Auch? Welches war denn das Verbrechen Edgars, das sich nur im entferntesten mit dem vergleichen ließ, was ich gethan hatte? Er war ausgeglitten, war leichtsinnig gewesen, war von seinem heißen, jungen Blute verführt worden. Und ich? Ein Mörder war ich, mehr als Mörder! Hatte mit kaltem Blute in teuflischem Wahn das Herz des edelsten Mannes, des treuesten Freundes durchbohrt, und hier — vor mir — lag mein anderes Opfer. Wie glücklich war noch dieser Elsdorf gegen das arme Wesen, das hier langsam zu Tode gequält wurde — durch mich, durch mich!

Wie sie mich höhniſch wieder angrinsten, alle die Flaſchen und Flaſchchen auf dem Tiſch — — : Mörder, Mörder!

„Du haſt ihn ja über alles geliebt, den Bruder. Kein Vater konnte ſtolzer auf ſeinen Sohn blicken, als du auf deinen Edgar. Weißt du noch, wie ich dir früher, halb ſcherzhaft, halb ernſtlich ſchmollend, oftmals ſagte, ich ſei nun ſchon recht eifersüchtig auf den Edgar? Er war ja das Hauptthema unſerer Geſpräche, und ſo viel Theilnahme ich ſchon deſhalb für ihn empfinden mußte, weil er deinem Herzen ſo nahe ſtand, ſo wie ich doch nicht ſelbſtlos genug, war ich doch zu ſehr liebendes Weib, um mir nicht manchmal mit tiefer Trauer zu ſagen: Ja, er liebt mich ja treu und aufrichtig, aber was der Edgar ſeinem Herzen iſt, das bin ich ihm doch nicht! Alles, wovon du glaubteſt, daß es dir von der Natur verſagt ſei, das fandest du in dem jüngeren Bruder: die glänzende äußere Erſcheinung, die hinreißen- de, bezaubernde Liebenswürdigkeit, die leichte geiſtige Beweglichkeit und ſtrahlende Heiterkeit, kurz alles, was vor Gott und Menſchen angenehm macht. Und da konnteſt du die große Enttäuſchung nicht ertragen. Je höher er in deinen Augen geſtanden hatte, um ſo tiefer erſchien dir nun ſein Fall. Eben deine große

Liebe zu ihm, die übertriebenen idealen Erwartungen, die du auf ihn gesetzt hattest, machten dich ungerecht, als du nun erfahren mußtest, daß Edgar auch nur ein schwacher Mensch war, der irrte und strauchelte. Und dann, Ernst — nimm es mir nicht übel — es war wohl auch etwas verletzte Eitelkeit und Selbstliebe, etwas verletzter Stolz dabei. Edgar hatte nicht nur gegen deine Anschauungen von Pflicht und Ehre gefehlt, — er hatte auch — und das konntest du ihm nicht verzeihen — das schöne Bild zertrümmert, das du dir von ihm zurecht gemacht hattest.“

Ja, so war es. Mit glühender Beschämung mußte ich es mir eingestehen. Sie las in meiner Seele, wie in einem aufgeschlagenen Buche. Wie wenig hatte ich sie doch gekannt, wie sehr sie unterschätzt! War sie mir doch immer nur mein allerliebstes, kleines Frauchen gewesen, mein süßes Dummchen, das ich auch in unsern glücklichsten Tagen behandelte, wie man ein zärtlich verwöhntes Kind behandelt, das den Ernst des Lebens noch nicht verstehen kann. Daß sie auch meine geistige Gefährtin, meine Gehilfin in allen Lebenslagen sein könne, ja, daß ihr gesundes, weibliches Gefühl, ihr natürlicher Instinkt meinem abstrakten logischen Denken, auf welches ich mir so viel einbildete, in vielen Fragen des wirklichen Lebens

überlegen war, — das erfuhr ich erst jetzt, jetzt, wo es zu spät war. Zu spät!

„Ja, Ernst, du warst nun einmal ein so gelehrtes Haus, ein Theoretiker, — ich glaube, ihr habt dafür auch den Ausdruck Doktrinär — der alles durch die Brille von Prinzipien und Begriffen und was weiß ich sonst noch betrachtete. Was du dir einmal in deinem Sinn zurecht gelegt hattest, das mußte für dich und alle andern allein maßgebend sein. Was dir bei dir selbst unmöglich schien, das konntest du auch bei keinem andern begreifen. Ach, was weiß denn das wirkliche Leben von euren Prinzipien und Begriffen! Der eine ist eben anders, als der andere. Ich bin ja nur ein dummes, albernes Frauchen und noch dazu krank, so krank, und schwache vielleicht Unsinn, aber ich glaube doch, es liegt was Wahres drin: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen.“ Verzeihen ist ja noch nicht entschuldigen . . . Ja, und dann war der Edgar fort, und du konntest ihn doch nicht aus deinem Herzen reißen, denn er war ja nun einmal mit dir verwachsen. Und da grolltest du mit dir selbst, mit deiner Liebe zu ihm, und konntest die Gedanken an ihn nicht los werden und wolltest dir doch nicht eingestehen, daß du ihm vielleicht hättest verzeihen sollen. Und sorgtest und quältest dich um ihn. Und alles das

würdest du lieber, harter, stolzer Mann, in dich hinunter, aber Herr darüber werden konntest du nicht. Und all' das wühlte und fochte und brannte in dir, und all' diese unterdrückte und verhaltene Selbstqual, die schlug und leckte nun, wie ein Feuer, das man von oben zudeckt, aus allen Seiten deines Wesens empor und züngelte durch all' die tausend unbewachten Augenblicke des täglichen Lebens hindurch. Du wurdest ein ganz anderer. Und dann — dann kam alles so, wie es eben kommen mußte. Meine ängstliche Scheu vor dir — als ob ich stets ein böses Gewissen hätte — dein verändertes Wesen — dein angeborenes Mißtrauen — die alte Zweifelsucht — Robert — die Leute — Nein, ach nein, es mußte doch nicht so kommen, wenn ich nur meine Pflicht gethan und mich mit aller Macht an dein Herz gedrängt und deine Kniee umflammert und gerufen hätte: „Stoße mich fort mit deinem Fuße, wie ein zudringliches Hündlein, — was liegt daran! — aber öffne mir dein Herz, sage mir, was dich quält, teile deinen Schmerz mit mir. Ich bin ja dein Weib, deine Gehilfin! Ein schwaches, thörichtes Weib zwar, aber wenn ich auch nichts anderes kann, so kann ich doch dulden, kann leiden mit dir und für dich!“ Ach, glaube mir, Ernst, dann wäre dir leichter geworden, —

uns beiden. — Nein, ach nein, auch ich bin nicht ohne Schuld. Ich hätte mich noch am andern Tage in deinen Weg werfen sollen, aber ich ahnte ja nicht, daß ihr schon so bald — und ich war so schwer gekränkt, so kopflos in meiner Verzweiflung — und der Brief — — ach, ich habe gefehlt, gefehlt, aber ich wußte es ja damals nicht besser. — Gott vergebe uns allen.“ —

Gegen Abend trat die Reaktion ein. Sie sank in einen tiefen, wohlthätigen Schlaf, und ich wachte bei ihr. Die Lampe unter dem grünen Schirm warf nur einen gedämpften, matten Schein ins Zimmer. Und da saß ich nun auf dem Lehnstuhl und sann und brütete dumpf in mich hinein. Alles still. Nur die Uhr auf dem Nachttische tickte leise. Mir war, als hörte ich die Zeit vorüberstreichen. — Gab es denn kein Mittel, sie zu retten? Als Arzt hatte ich die trostlose Gewißheit: nein. Es hätte denn ein Wunder geschehen müssen. Ein Wunder? Lächerliches Wort! Wer glaubt denn heute noch an Wunder? Und doch, sie konnte, sie durfte ja nicht sterben — nicht jetzt, nicht bevor ich Zeit gehabt, ihr zu dienen wie ein Knecht, jeden flüchtigen Wunsch von ihren Augen abzulesen, alles, alles ihr zu opfern, mich selbst, meinen Namen, meinen Stolz, alles, alles, wenn sie nur noch ein paar Jahre lebte, nur ein

Jahr noch —! Und ich malte mir aus, was ich alles thun und ertragen wollte für sie, jede Laune, — ach, wenn sie doch nur launischer wäre! Sie war aber immer so freundlich und nachgiebig. — Ein Jahr? Nein, sagte der Arzt in mir, daran ist gar nicht zu denken: Tage vielleicht, günstigsten Falls Wochen. Es müßte denn ein Wunder geschehen.

Ein Wunder mußte geschehen.

Und da that ich, was ich mir selbst nicht erklären konnte. Es war, wie wenn eine unsichtbare Kraft mich trotz allen Sträubens, trotz einer heftigen Scham vor mir selbst, hinabzöge. Ich blickte auf die schweratmende Kranke, sah mich ängstlich nach allen Seiten um, ließ mich leise niedergleiten auf die Kniee und — betete! Ja, ich streckte die gefalteten Hände nach oben und betete! Betete heiß, inbrünstig, leidenschaftlich, betete zu dem Gotte, an den ich nicht glaubte: „Rette sie, du, den sie den Allmächtigen, Allgütigen nennen! Bist du allmächtig, so thue ein Wunder und rette sie! Bist du allgütig, erbarme dich meiner namenlosen Qual und dieses unschuldigen Opfers und rette sie! Sieh, es ist ja nichts Sündiges, was ich von dir erflehe, und ich will glauben an dich, will mich im Staube demütigen vor dir, will mein Leben deinem Dienste weihen, wenn du sie rettest. Thue ein Wunder, rette, rette sie!“

Und durch dies Gebet fuhr es wie eiskalter Hohn: „Narr, es giebt ja keinen Gott. Schäme dich, Schwächling!“

So beteten die Juden, als sie zum Heiland sprachen: „Bist du Gottes Sohn, so steige herab vom Kreuz.“ — —

Als sie am andern Morgen erwachte, fühlte sie sich wunderbar gestärkt. Das Fieber war auf ein Minimum gesunken, ich erinnerte mich nicht, in meiner Praxis einen Fall so plötzlicher und durchgreifender Besserung bei Kranken dieses Stadiums erlebt zu haben. War mein Gebet erhört worden, das Wunder wirklich geschehen?

„Wie wohl ist mir heute,“ sagte sie, so leicht, so frei, wie seit Monaten nicht mehr, fast, als könnte ich wieder ganz gesund werden. Es muß ein Engel an meinem Bette gewacht haben.“

Ein Engel? Ein Teufel in Menschengestalt, der Gott, den Herrn, versuchen wollte.

„Sieh, Ernst, ich weiß, du hältst ja nichts davon — leider, leider!“ fuhr sie traurig fort. „Aber ich — ich möchte doch heute — wer weiß, ob ich mich bald wieder so klar fühle? — das heilige Abendmahl — ich habe so große Sehnsucht darnach. . . . Ach, Ernst, wenn du doch auch deinen Stolz —“

Wenn sie meinen Stolz gesehen hätte — in der Nacht, auf den Knien!

Der Prediger wurde geholt. Ein rüstiger, weißhaariger Greis, von muskulöser hoher Gestalt mit einem unschönen, breiten Gesicht, stark hervortretenden Backenknochen und etwas eingedrückter Nase. Nur die Augen mußte man schön nennen, die großen, klaren, flammenden Augen.

Als er im Begriff war, das Krankenzimmer zu betreten, durchzuckte mich ein plötzlicher Gedanke.

„Vielleicht — könnte — auch ich — Herr Pastor —?“ fragte ich zögernd.

Er stutzte.

„Sie?“

Und dann sah er mir einige Sekunden lang mit seinem durchdringenden großen Blick ins Gesicht, als läse er auf dem Grunde meiner Seele. Ich konnte den Blick nicht aushalten.

„Nein,“ sagte er darauf kurz, fast schroff, mit energischem Kopfschütteln, „die Kranke muß mit ihrem Gott allein sein. Ihre Stunde ist noch nicht gekommen.“

Damit wandte er sich zum Gehen.

„Aber sie wird kommen,“ fügte er mit erhobener, fast drohender Stimme hinzu, „sie wird kommen, verlassen Sie sich darauf! Wann, steht in Gottes Hand.“

Was meinte er damit? Hatte man ihm von mir, von meinen Ansichten über Religion, von meiner Vergangenheit erzählt? Man hatte mir gesagt, er sei einer von den Orthodoxen, den „Schwarzen“, und diese Couleur hatte ich von jeher gehaßt und verachtet. Ich war ihm wohl nicht gläubig genug, daß er mich so vom Tische seines Herrn zurückstieß? Und diese finsternen Fanatiker, diese eifernden Frömmeler nannten sich Diener der Liebe! Ich zuckte die Achseln.

Die heilige Handlung war vorüber. Ich traf die Kranke in einer unendlich weichen und doch wunderbar weihervollen Stimmung. Ihre Augenlider waren gerötet, sie mußte geweint haben.

Ueber mich?

„Nur einen Wunsch habe ich noch auf Erden: Wenn du — doch auch, Ernst, — den Weg zu Gott zurückfinden könntest. Aber ich weiß, ich weiß, der Glaube läßt sich nicht zwingen, er muß über uns kommen.“

Wenn das Wunder geschieht — ja. Sonst nicht, dachte ich. Das Wunder muß geschehen.

„Gräme dich nur nicht, Liebchen,“ erwiderte ich, um sie zu beruhigen. „Vielleicht bin ich schon auf dem Wege dazu.“

„Wirklich, Ernst? Wirklich?“ Und es leuchtete wie himmlische Freude in ihren Augen auf. Und

dann schüttelte sie leise, wie ungläubig, den Kopf, und ein Schatten legte sich über ihr Antlitz.

Der Tag verging ohne besondere Zwischenfälle. Gegen Abend nahm das Fieber wieder zu. Sie verfiel in einen unruhigen Schlummer. In der Nacht wachte sie häufig auf und begehrte zu trinken. Endlich, es war gegen Morgen, wurde ihr Schlaf ruhiger. Eine Stunde mochte sie so gelegen haben. Ich selbst war übermüdet einen Augenblick auf meinem Lehnstuhl eingenickt.

„Ernst, Ernst — sieh dich vor — das schwarze Kreuz — das große schwarze Kreuz — es wandelt, es wankt auf dich zu — rette dich — siehst du denn nicht? — Warum lachst du denn — o Gott, er lacht —! Lieber, guter Ernst, antworte doch nur — lache doch nur nicht so häßlich — da — da ist es wieder —! Nein, du bist ja gar nicht Ernst, du bist — —! Weiche von mir, Satan!“

Sie schrie auf, dann wurde sie wieder ruhiger.

„Nein, doch nicht — ich glaubte — —“

Ihre Stimme erstarb in einem leisen Murmeln. — Von Grauen und Angst gepackt, stand ich neben ihrem Bette. Das Blut in meinen Adern erstarrte mir, mein Haar sträubte sich.

„Trudchen, mein süßes Trudchen, ich bin ja bei dir, — Ernst, dein Ernst.“

Sie hörte mich nicht. Nach einer Weile begann sie wieder zu phantasieren.

„Robert, mein armer Robert — schone ihn — um meinetwillen — nein, das darfst du nicht — hörst du, Robert? — Und wenn auch! — — Ach, Ernst, warum hast du mir das gethan? — Ich — ich verachte dich — nein, nein — glaub' es nicht, glaub' es nicht — ich liebe dich ja doch — zu sehr, zu sehr!“

Nach einer Pause:

„Warum löschst du denn das Licht aus? — Es wird so dunkel. — Jetzt — jetzt ist es hell — so hell — wie schön, wie herrlich — herrlich — Ernst, mein Ernst — — — ah — —“

Ein Zucken, ein dumpfes Röcheln, ihre Glieder streckten sich und blieben starr.

Ich zog den Vorhang vom Fenster. Ein trüber Septembermorgen dämmerte fahl ins Zimmer.

Das also war dein Wunder?

Ich ballte die Faust gegen den grauen Himmel:

„Ich fluche dir!“

Sie aber lächelte, holdselig, unendlicher Güte und Liebe voll . . .

— — — — —

Und nun lag sie aufgebahrt im offenen Sarge, von Blumen und Kränzen umgeben. Der Duft vermengte sich mit dem Dunst der brennenden

Kerzen rings herum. Heute sollte sie in die Erde gesenkt werden. Es war am Nachmittage. Nur wenige Leidtragende hatten sich eingefunden. Das Wetter war neblig und kalt. Es regnete. Die Tropfen schlugen an die Fensterscheiben und quollen langsam an ihnen herunter. Das Vorzimmer war mit triefenden aufgespannten Regenschirmen angefüllt. Jetzt erschien, gefolgt vom Küster, der alte Pastor. Er schritt an das Kopfende des Sarges, betrachtete sinnend die Leiche, faltete die Hände und senkte dann eine Weile schweigend das Haupt. Dann erhob er es wieder, warf seinen flammenden Blick über die kleine Versammlung und begann seine Grabrede —:

„Und wenn ich mit Menschen- und mit Engeln redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

„Wohl ihr, der teuren Toten, denn sie hat Liebe gesäet und wird Liebe ernten. Wenn auch nicht mehr in diesem Thal der Thränen und der Finsternis, wo der Wahn und der Irrtum und der Dünkel und die Bosheit walten, so doch da droben in dem Reiche des Lichts und der Wahrheit, wo die Blinden sehend werden und die Tauben das Gehör empfangen. Wohl denen, deren geöffnete Augen dann den Strahl der ewigen Liebe aushalten können, und nicht darunter zerfließen

müssen wie Rebel in der Sonne! Wohl denen, deren geöffnete Ohren dann den Gesang der himmlischen Heerscharen vernehmen und nicht den Donner des Gerichts. Glaubet, Geliebte in Christo, glaubet nur, es nützt uns kein menschliches Streben und Wollen und Mühen, keine stolze Pflichterfüllung und kein Bochen auf irdische Ehre, sondern allein die Liebe. Wahrlich, sie haben ihren Lohn dahin, die sich sonnen in dem Ruhme der Welt und in dem falschen Glanze ihrer Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit . . . Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze! Ja, sie wollen ihre und der anderen Habe den Armen geben, die eitlen Volksbeglucker, die da glauben, mit Menschenhänden den Himmel auf die Erde herabziehen zu können und den Turm zu Babel wieder aufrichten wollen, und sind doch ohne Liebe! Der Allmächtige, der sie mit seinen Händen aus Thon zusammengefnetet, spottet ihrer! Er wird sie mit Blindheit schlagen, und sie werden aufstehen einer wider den andern, und der Herr wird sie zerbrechen wie schwaches Rohr. Ja, sie lassen auch ihren Leib brennen für das, was sie Ehre nennen, sie, die da vorgeben, Hüter von Gottes Ordnungen auf Erden und Wächter an

Kreuze zu sein, und sind doch ohne Liebe! Und sie, die sich erhaben dünken über das elende Volk und den strauchelnden Sünder, und sind doch ohne Liebe! Und morden und lassen sich morden um eitlen Wahnes willen, um nichtige Menschenzujung und um das Wohlgefallen derer, die sterblich sind und Geschöpfe Gottes, gleich wie sie selbst. Und deuteln und drehen an dem ewigen Gesetz und fälschen das Wort des allmächtigen Gottes und verachten die Stimme des Allgütigen in ihren verstockten Herzen, um ihrer Eitelkeit und Rachsucht zu frönen. Die Rache ist mein, spricht der Herr, und es stehet geschrieben: du sollst nicht töten. Und der Herr schlägt sie mit Blindheit, also, daß sie ihr Liebstes und Teuerstes morden, sich selbst und ihre Brüder und Schwestern und Gattinnen, und sind ruchlos vor Gott und den Menschen und vor der Stimme des ewigen Richters, die sie richtet im verborgenen Dunkel ihres eigenen Herzens und nicht schweigen will und sich nicht verführen und bestechen und beschwichtigen läßt mit Menschenwitz und Menschenzucht. Denn sie ist Gottes Stimme!“

Elsdorf!

Ich sah ihn wieder, — in seinem Blute — und der See schimmerte durch die Bäume, und der Rauch stieg aus den Schornsteinen.

War das noch eine Grabrede? Nein, das war die Buß- und Strafpredigt an einen verstockten Sünder, der einer Todsünde schuldig war. Kein Zweifel, er mußte alles wissen. — Vielleicht die Tante — —?

Und die Tote lächelte, lächelte . . .

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, sie stellt sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden . . .

„O Herr und Heiland, der du selbst die Liebe bist, erbarme dich über dieser Toten! Siehe nicht an, was sie gefehlt und gesündigt hat als ein armes, schwaches Weib, das du, o Herr, würdig erfunden hast, das Kreuz auf sich zu nehmen und den Kelch des Leidens bis zur Neige zu leeren. Siehe nur an, Herr, ihre Liebe, ihre übergroße Liebe! Hat sie gefehlt — sie hat gefehlt in der Liebe; ist sie in die Irre gegangen — sie hat geirrt in der Liebe. Ach, Herr, gebüßt hat sie und gelitten und geduldet um ihrer Liebe willen, gleichwie geschrieben stehet: Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Darum, Herr, so bitten wir dich: erbarme dich über sie und nimm sie gnädig auf in dein Reich und thue ab von ihr das dunkle Gewand des Todes und bekleide sie mit deinem ewigen

Lichte, das da ist ein Licht der Liebe, die nimmer aufhört.

„Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weisungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und das Erkenntnis aufhören wird.

„Da brühten sich die Weisen dieser Welt, angethan mit den bunten Flittern ihres Geistes, und glauben die Gesetze des Himmels und der Erden zu kennen, weil sie sehen, wie du deine Sonne auf- und untergehen lässest und die Bäume des Waldes mit Laub bekleidest. Und weil sie erfahren, daß der Sommer deinem Frühlinge und der Winter deinem Herbst folgt und der Keim deinem Samenfort entprießt und die Frucht deiner Blüte. Und dieses Wahrnehmen ihrer Sinne nennen sie Erkenntnis und Wissenschaft und prahlen damit vor sich und den Leuten und höhnen und spotten deiner, der du bist der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden. Und kann ihrer keiner sagen, warum aus dem Weizenfort die reisende Mehre und aus der Sichel der schattende Baum wird. Und kann ihrer keiner mit all seiner Kunst und Weisheit auch nur ein einzig armjelig Gräslein, darüber ihr Fuß achtlos hingleitet, aus Erde, Meer und Licht und Lüften zaubern. Und die Erde ist doch so groß, und das Meer so tief, und der Himmel so hoch! Was wissen sie, Herr, von

den unzähligen Welten, die du im Schoße des unendlichen Raumes in alle Ewigkeit regierest? Was wissen sie von den geheimen Kräften, die mit dem Hauche deines Mundes ausgehen und die Lebenden mit den Toten verbinden und die Toten mit den Lebenden und die Menschen untereinander? Was wissen sie von den Wesen, unserm Auge unsichtbar und selbst unserer Ahnung verschlossen, damit du Erde und Himmel in alle Unendlichkeit bevölkerst? Oder wird je ein Glas erfunden werden, das unseren Blick bis an die Grenzen der Unendlichkeit trägt, die ohne Grenzen ist? Was ist Raum?! Was ist Zeit?! Vor dir, o Herr, sind tausend Jahre wie ein Tag, und der Anfang wie das Ende und der Aufgang wie der Niedergang.

„Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weisjagen ist Stückwerk . . .

„Sie haben Augen zu sehen und sehen nicht, und haben Ohren zu hören und hören nicht. Und sehen und hören alltäglich die Wunder deiner Natur und glauben nicht und begehren noch mehr Wunder zu schauen, ehe denn daß sie glauben. Wunder begehren sie, die in dem einen Wunder deiner gewaltigen Schöpfung leben! Das aber, spricht der Herr, ist das Zeichen dieser ehebrecherischen Zeit, daß sie Zeichen und Wunder begehrt. Und

ich will ihnen kein Zeichen thun . . . Und wollen mit ihrem winzigen Sorgen und ihrem elenden Zürnen und Klagen und Trozen deinen heiligen Fuß aufhalten, der über die Sterne hinwegschreitet, und in deinen heiligen Arm fallen, der die Gebäude der Himmel trägt. Und wollen dich versuchen, Herr, daß du deinem heiligen Willen untreu werdest und von den Bahnen deiner ewigen Weisheit abweichest, um ihres Herzens eitlen Wünschens und Wähnens willen. Und fluchen dir, Herr, weil das Licht deines heiligen Auges weiter sieht als ihre Blindheit, und fluchen dir, weil dein heiliger Wille weiser ist als ihre Thorheit. Wehe ihnen, dreimal Wehe, so da Gott versuchen wollen! Er wird ihre Stirnen beugen in den Staub und wird sie richten mit dem Schwert des Gerichtes, bis daß ihr Troz zu Schanden wird und sie deine Kniee umflammern und rufen werden: „Gnade, Herr, Gnade!“ Ihren Fluch aber wandelst du in Gebet und ihre Sünde in Segen, denn ob sie fluchen oder segnen, — sie fluchen oder segnen dir, der du bist und warst und sein wirst in alle Ewigkeit . . .“

Da legte es sich wie flimmernder Nebel über meine Augen. Und wie ich ihn so durch den Nebel vor mir sah, in seinem faltigen Gewande und wallenden weißen Haar, die beiden Arme

mit den tief herabhängenden Ärmeln weit ausgestreckt, da war es mir, als sprühten lodernde Flammen aus seinen Augen, und die Gestalt vor mir wuchs und wuchs, ins Riesenhafte, Ungeheure. Und in der einen Hand hielt sie die Wage des Gerichts und in der andern das flammende Schwert des Rächers.

Wer hatte diesem Manne Macht gegeben, in meiner Seele zu lesen? Wer ließ ihn in das verschlossene Dunkel des Sterbezimmers schauen? Ja, auch er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.

Aber meine Stunde war noch nicht gekommen.
Und die Tote lächelte, lächelte . . .

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht . . .

„O siehe auch du, mein Bruder, den die Hand des Herrn so schwer getroffen, siehe in dem verklärten Lächeln dieser geliebten Toten durch einen Spiegel in einem dunklen Wort. Ein Spiegel ist es, dieses Lächeln, ein schwacher Abglanz nur von dem strahlenden Lichte der ewigen Liebe, — ein Spiegel in dem dunklen Wort des Todes und der Verwerfung. Beuge in Demut dein Haupt vor dem heiligen Willen dessen, der diese Blume auf deinen Weg gestreut, auf daß sie dein Herz erfreue

mit ihrem süßen Dufte und mit ihrer Schönheit dich mahne an ihren Schöpfer; und der sie gebrochen hat zu seiner Zeit mit den Stürmen des Herbstes, und der sie bald, ach bald schon bedecken wird mit dem fallenden Laube der Bäume und mit dem weißen Gewande des Winters. Glaube, mein Bruder, an dieses Lächeln, glaube an das Lächeln der ewigen Liebeshuld, und der Herr wird sich auch deiner erbarmen und er wird ein Licht anzünden in deinem Innern, das über die dunklen Thäler und Klüfte und Abgründe deines Lebens leuchtet, auf daß du, rückwärts schauend, erkennest, daß seine Hand dich weise geführt hat, daß er bei dir gewesen ist, ob du gleich wandertest im finsternen Thale, und daß er dich nicht verlassen hat, wo du ihn doch verließest und dich gesegnet hat, wo du ihm fluchtest. Und seine allerbarmende Liebeshand wird dich emporheben aus tiefster Schmach und Niedrigkeit und dich stellen auf die schimmernden Gipfel der ewigen Hoffnung . . . Hoffe, mein Bruder, hoffe! Hoffe, daß diese Stunde kommt, und auch dir demaleinst vergönnt werde, zu schauen von Angesicht zu Angesicht.

„Nun aber bleibet: Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

„Und ob du auch gestrauchelt bist und gesündigt

hast, mein Bruder, so du die wahre Liebe in deinem Herzen trägst, Liebe zum ewigen heiligen Geiste des Guten und zu deinem Herrn und Heilande, Liebe zu deinen Brüdern und Schwestern und zu allen Wesen der belebten und unbelebten Schöpfung, so kann des Herrn Gnade dir vergeben um deiner Liebe willen. Denn sie sind alle hervorgegangen aus dem Schoße des All-Einen und kehren wieder zurück in den Schoß des All-Einen. Der Mensch und das Tier und der Stein und die Blume und das Gras auf dem Felde sind seiner Hände Werk, leben und weben und sind in ihm und durch ihn, der da ist der All- und Ewig-Eine. Und sind Kinder an seinem Herzen und sind Perlen im Diadem seiner Stirne und Blumen in den Falten seines Gewandes. Und so du fröhlich bist mit ihnen, so bist du fröhlich in ihm und durch ihn; und so du trauerst mit ihnen, so trauerst du in ihm und durch ihn. Darum, ob wir jubeln oder klagen, ob wir leben oder sterben, so leben und sterben wir dem Herrn. Und der Herr, der regnen läßt über Gute und Böse und seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; der kein Haar von deinem Haupte fallen läßt, ohne daß er es gezählt hat; der Herr, der ins Verborgene siehet und sich des zertretenen Wurmes erbarmt, — er wird sich auch über deiner

Liebe erbarmen, auch wo sie tief vergraben ist in Schutt und Staub und Wahn und Sünde. Denn auch in Schutt und Staub und Wahn und Sünde bleibt sie ein Edelstein von feinem Gewande und muß zurückkehren, heute oder morgen, an seinen Busen und leuchten und strahlen an seinem heiligen Herzen. Darum, mein Bruder, liebe, liebe! Liebe in dem Geschöpfe den Schöpfer, liebe und leide in Thränen des Mitleids und der Reue und in Demut vor dem, der selbst für deine Sünden den Tod gelitten hat am Kreuze . . .

„Und so laßet denn die Toten ihre Toten begraben! Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sei gepriesen in Ewigkeit. Amen.“

Er hielt die Hände segnend über sie. Die Anwesenden schluchzten. Der Regen schlug leise an die Scheiben. Und die Tote lächelte.

War das die Predigt des starren, finsternen Zeloten? Das die Sprache eifernder Unduldsamkeit? Wohl waren auch mir die Thränen aus den Augen gestürzt, ich hatte ihnen nicht wehren können, aber meine Stunde war noch nicht gekommen.

Jetzt legten sie mit lautem Gepolter den Deckel auf den Sarg und begannen, ihn darauf festzuschrauben. Das freischende Geräusch ging mir

durch Mark und Bein. Mörder, Mörder! Was half mir die Verheißung? Wenn jener Mann auch an sie glaubte, mußte sie deshalb schon wahr sein? Die Tote war tot und blieb tot. Was ging mich alles andere an? Mein Auge war trocken geworden.

Schweigend drückte mir der Geistliche die Hand. Ich sah ihn nicht an, blickte finster vor mich hin und folgte den Trägern. Die andern hatten ihre Regenschirme aufgenommen. Man wollte auch mir einen in die Hand drücken — Welch ein seltsamer Einfall! —

Der kleine Zug bewegte sich im Regen auf der schlecht gepflasterten, aufgeweichten Straße nach dem Südende des Städtchens. Rechts wurde eingebogen, zum Kirchhof. Er lag auf einem sanften Abhange, der in einer Wiese endete. Jenseits der Wiese schlängelte sich ein Höhenzug, der mit Wald bestanden war, — nun in bleigrauen Nebel gehüllt.

Jetzt setzte man den Sarg neben der offenen Gruft nieder. In der frisch aufgeworfenen Erde bemerkte ich mehrere Menschenknochen. Nur ein einziger Totengräber mit dem Spaten in der Hand erwartete uns.

Man war im Begriff, den Sarg herabzusetzen, schon schwebte er über der offenen Gruft —

Da stürzte ich mich über ihn, umklopfte ihn krampfhaft mit beiden Händen, drückte meine Lippen auf das kalte, nasse Holz — — :

„Gieb sie mir wieder, wenn du allmächtig und allbarmherzig bist! Gieb sie mir wieder!“

Der Pastor zog mich sanft an der Schulter zurück.

„Stören Sie den Frieden der Toten nicht!“ sagte er mit feierlicher Strenge und dann mit traurigem Kopfschütteln, milder:

„Nein, ich sehe, Ihre Stunde ist noch nicht gekommen.“

Der Sarg glitt hinunter.

„Von der Erde bist du gekommen, und zu Erde sollst du wieder werden.“

Der Pastor warf eine Hand voll Erde in die Grube, ich und die andern folgten ihm. Warum schlug gerade meine Scholle so dumpf und hohl auf den Sarg?

„Mörder, Mörder!“ —

„Vater unser . . . in Ewigkeit. Amen.“

Die andern entfernten sich lautlos. Nur der Pastor stand noch eine Weile schweigend neben mir. Ich bemerkte es nicht, wie auch er endlich still verschwand.

Nun war ich mit dem Totengräber allein. Er schaufelte emsig und hielt nur von Zeit zu

Zeit tief aufatmend inne, um sich mit der Hand den Schweiß von der Stirne zu wischen. Und der Regen regnete, regnete.

„Sie werden sich erkälten, Herr, bei dem Wetter!“

„Lassen Sie nur.“

Endlich war der Hügel fertig, der letzte Spatenstich gethan.

Ich war allein.

Allein!

Es dämmerte bereits, als ich mich zum Gehen wandte. Ich war bis auf die Knochen durchnäßt und hatte nichts gefühlt.

In meinem Gasthose angelangt, trank ich auf meinem Zimmer ein, zwei, drei Glas heißen, starken Grog. Das ungewohnte Getränk erzeugte einen seltsamen, physisch wohligen Rausch betäubender Dumpfheit in mir.

Am nächsten Morgen reiste ich nach B. zurück.

Meine Stunde war noch nicht gekommen.“ —

Der Doktor schwieg und versank eine Weile in düsteres Sinnen.

„Die Zeit, die nun folgt, liegt wie ein Traum hinter mir. Wenn ich heute daran zurück denke, kommt mir diese Periode meines Lebens geradezu unwahrscheinlich vor, und ich fühle mich schier versucht, an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln. —

Wissen Sie, meine Herren, was die Verzweiflung ist? Ich meine, die Verzweiflung, die mehr ist, als eine vorübergehende Verstimmung, mehr, als die übliche Redensart: Ich bin ganz verzweifelt? Ich wünsche Ihnen diese traurige Wissenschaft nicht, denn ich habe sie ausgekostet bis zur Reige. Wenn jeder Gedanke ein Dolch=stich, jeder Atemzug eine Qual, jede Bewegung, jede geringste Thätigkeit ein zweck= und zielloser Unsinn ist; wenn einem jedes Wort, das man ausspricht, jeder Bissen, den man zum Munde führt, als eine völlig überflüssige, lächerliche Narrheit erscheint, eine Narrheit, der man sich gleichwohl automatenhaft und doch mit der Hast des sporen=gepeitschten Kenners unterzieht, — was bleibt da übrig, als die eine große Sehnsucht nach Ruhe, nach absoluter Aufhebung der Persönlichkeit? In diesem Zustande hat man aufgehört, das Leben noch als irgend ein positives Gut zu betrachten, irgend etwas von ihm zu erwarten oder auch nur zu wünschen. Das ist eben das Fürchterliche, Entsetzliche, Unmenschliche der Verzweiflung, daß sie nicht einmal mehr wünschen kann! Der Verzweifelte hat aufgehört, Mensch zu sein; er fühlt sich von der ganzen sozialen Gemeinschaft losgelöst; er hat jeden Maßstab für ihre Werte verloren, die für ihn keine Werte sind. Er ist

wie das Gespenst eines Verstorbenen, das den toten Körper verlassen hat und doch durch einen Fluch an die Erde gefesselt bleibt und verdammt ist, mechanisch alles das auf Erden zu verrichten, was er zu Lebzeiten gethan hat. Sein einziger Wunsch, sein einziger Trost ist die Erlösung durch die Ruhe. . .

Warum schoß ich mir nicht eine Kugel durch den Kopf? Ich war ja damals so schnell bei der Hand gewesen, Edgar diesen brüderlichen Rat zu erteilen. Warum verordnete ich mir nicht ein Pülverchen, das mir schmerzlos und mit Blitzesschnelle die Pforten des ersehnten Ruheparadieses öffnete? Warum? Wir sind so klug, daß wir für alle Phänomene der Schöpfung eine Erklärung zur Hand haben, und wissen doch häufig nicht einmal, warum wir selbst dieses thun und jenes lassen. Nur ein unklares, aber doch ganz bestimmtes Gefühl hielt mich immer wieder im letzten Augenblicke vom äußersten Schritte zurück. Ich sagte mir: Es ist unmöglich, daß dies das Ende deines Lebens sein sollte. Dieses Leben wäre ja dann doch nur eine einzige große Unvernunft. Es muß eine Lösung für dieses Rätsel geben, und ich muß die Lösung, das Ende abwarten. Es muß noch irgend etwas kommen. Nicht, daß ich mir unter diesem „Etwas“ ein

Gutes oder Böses vorstellte. Ich hoffte nichts mehr und fürchtete nichts mehr. Aber irgend etwas mußte noch kommen, was diesem ganzen Leben einen vernünftigen Gedanken gab, ein Ziel, einen Zweck, — der ganz unmöglichen Dummheit einen vernünftigen Sinn. Ich wollte das Kommende, die Lösung, gleichsam wie ein unbeteiligter Zuschauer meiner selbst, abwarten.

Wie aber dieses Leben ertragen, ohne — wahnsinnig zu werden? Wenn ich die langen Tage und namentlich Nächte einsam in meinem Studierzimmer verbrachte, die Vergangenheit an mir vorübergleiten ließ, heute mit der grausamen Wollust der Selbstqual das spitze Messer in die Wunden von gestern bohrte, dann fühlte ich wohl, daß ich dicht an der Grenze des Wahnsinns stand. Dann sprang ich plötzlich von meinem Stuhle auf, preßte die Hände an die Schläfen und rannte wie rasend im Zimmer auf und ab. — Arbeiten? Für wen? Für was? Wozu? Was hatte mir die einst so heißgeliebte Wissenschaft zu bieten? Konnte sie Vergangenes ungeschehen machen? Konnte sie Tote wieder auferwecken? Was halfen mir alle die schönen Untersuchungen über das Gesetzmäßige in der Natur? Wo war das Gesetzmäßige in meinem eigenen Leben? War das nicht eine einzige Kette von Wahn, Irrtum, blindwütenden

Zufällen, fruchtlosen Aufreibungen, gedankenloser Zerstörung? War der Mikrokosmos meines eigenen Schicksals ein Chaos, — wer wollte mir beweisen, daß nicht auch der Makrokosmos des Weltalls ein Chaos war? Konnten schließlich nicht alle die geistreichen Thesen über Fortentwicklung, Gesetz und Zweckmäßigkeit vielleicht nur ein einziger großer Humbug sein, Schlüsse a priori, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens war, der Knüppel sozusagen beim Hunde lag? Hatte ich früher die Religion mitleidig als einen Anthropomorphismus, als einen frommen, allzumenschlichen Traum belächelt, — jetzt gab es Augenblicke, wo mir die ganze materialistische Philosophie erst recht als ein solcher erschien. Was mich überhaupt noch am Leben erhielt, war ja nicht die Vernunft, sondern jenes vage Gefühl, jener Instinkt, der sich nicht nur durch Vernunftgründe nicht rechtfertigen ließ, sondern auch in direkten Widerspruch zu ihnen setzte. War das, was die Wissenschaft Zweck und Fortentwicklung nennt, auch wirklich Zweck und Fortentwicklung? Konnte man diesen sogenannten Zweck nicht ebensogut Zwecklosigkeit, diese sogenannte Fortentwicklung nicht ebensogut einen ewiggleichen Kreislauf nennen, bei dem der eine Punkt vom Zentrum irgend eines Absoluten genau so weit entfernt

blieb, wie der andere? Wenn eine Wirkung die andere, eine Erscheinung die andere, ein Leben das andere zerstörte, und jede Wirkung, jede Erscheinung und jedes Leben nur dazu war, wieder anderen Platz zu machen — welche von all' diesen unzähligen Wirkungen, Erscheinungen, Leben waren dann die eigentlich bezweckten? Wenn diese Ablösung in alle Ewigkeit fortgesetzt wurde, ohne ein einziges dauerndes Ergebnis hervorzubringen, — wo war denn bei alledem ein Zweck? Und konnte man ohne einen solchen von einer Fortentwicklung reden? Oder kann man den Tod den Zweck des Lebens nennen? Die Verwesung den Zweck der Geburt? Oder sollte die ewige Entwicklung als solche etwa Selbstzweck sein? — Das ganze Weltall erschien mir wie ein großes, kreisendes Rad, das sich zweck- und gedankenlos um sich selbst herumdreht, und alle Philosophie, die ihm einen vernünftigen Sinn unterschieben wollte, war nur das Blendwerk menschlicher Schwäche und Selbsttäuschung. Die Wissenschaft, die Philosophie blieb stumm auf meine Fragen. Sie hatte mir nichts zu bieten als Worte, künstlich erfundene Begriffe, ohne jeden greifbaren, realen Wesensinhalt. Der eine Philosoph hatte genau so recht, wie der andere, der das Gegenteil bewies, denn am Ende wußten beide nichts.

Vielleicht würde die Kunst, die schöne Litteratur im stande sein, mich wenigstens für Stunden von meinen Gedanken abzuziehen? Ich versuchte es damit. Ich griff zum einen und anderen Buche und zwang mich mit aller Kraft, dem Gedankengange des Verfassers zu folgen. Ach Gott, wie schal, wie ekel, wie farblos, wie unsäglich gleichgültig erschienen mir alle diese Romanschicksale! Da war auch nicht eines, das ich auf mich selbst anwenden konnte: da war keine Stimmung, kein Seelenzustand, der dem meinigen auch nur entfernt gleichkam. Und in der That — konnte irgend eine dichterische Phantasie etwas ersinnen, was mich das Selbsterlebte vergessen ließ? Alles das erinnerte mich nur an meine Qual, ohne sie besänftigen, ohne sie lösen zu können. Meine Augen glitten über die Zeilen, meine Finger wandten mechanisch Blatt um Blatt, — meine Gedanken weilten in der Vergangenheit. Und dann entglitt das Buch meiner Hand, und ich stierte vor mich hin, auf die Lampe, auf all' die gleichgültigen Gegenstände in meinem Zimmer, und in den dunklen Ecken fauerten die Dämonen des Wahnsinns und grinsten mich höhnisch an Ja, wenn ich Kinder gehabt hätte, — vielleicht —! Aber dieses Glück war mir ja nicht beschieden worden.

Da entsann ich mich eines Abends der Wirkung, die der Alkohol nach jenem schrecklichen Tage des Begräbnisses auf mich geübt hatte. Ich erinnerte mich, in diesem halben Rausche eine Art physischer Erleichterung empfunden zu haben. Ich hatte in meinem Eßschrank eine Flasche Madeira stehen, von dem ich mittags ein kleines Gläschen zu genießen pflegte. Erst heute hatte ich eine neue angebrochen. Ich stürzte mehrere Gläser hinunter, — ja, das war gut, das that wohl. Das erzeugte eine Wärme, die den ganzen Körper durchstrahlte, das Lebensgefühl erhöhte und sich betäubend auf die Gehirnnerven legte. Ich brachte Flasche und Glas in mein Arbeitszimmer — und trank —. Allmählich hüllte es mich wie in eine Dunstwolke ein. Aus dieser Wolke stiegen abermals die Erinnerungen, die Toten, die — Gemordeten hervor, aber ihr Anblick erzeugte in mir nicht mehr den wahnsinnigen, stechenden Schmerz, wie sonst; alle die tausend Messer der Selbstzerfleischung waren wie stumpf, die Energie des Schmerzes wie gelähmt worden. Es waren nicht mehr nur die feindlichen Erinnerungen, die auf mich einstürmten; in ihre Reihen schlichen sich sanft die freundlichen. Auch die glücklichen Augenblicke verdichteten sich zu neuem Leben. Ich brauchte nicht mehr nur zu leiden, ich konnte daneben auch —

träumen. Es war dieselbe Wirklichkeit, in der ich lebte, aber sie erschien mir nun in einer neuen Beleuchtung. Meine Anschauung der Dinge war eine andere geworden, gab gewissermaßen elastisch den Glückbedürfnissen und Instinkten meines natürlichen Menschen nach. . . .

Es war gegen Mitternacht, als ich die Flasche geleert hatte. Ich fühlte heftiges, atembeklemmendes Herzklopfen und eine entsetzliche Hitze. Luft, Luft! — ich riß die Fenster auf — unter mir brauste, rollte, gärrte und schwärmte der dumpfe Strom der Großstadt, aus dem schon die Gase und Nebel des Nachtlebens zu mir emporstiegen, — wie giftige Fieberdünste aus einem großen Sumpfe. Und in diesem Sumpfe wälzten sich, wie schwarze Riesenschlangen, die langen Menschenreihen, und darüber flackerten, wie unzählige Irrlichter, die Laternen. Dort aber, in der Ferne, an dem Kreuzpunkte der beiden großen Verkehrsstraßen, staute sich die Menge, als ob jene großen Schlangen ihre Leiber zusammenzögen und zu riesenhaften, breiten Ungetümen aufquollen, über denen die elektrischen Lampen einen märchenhaften Schein ergossen, ein magisches Licht, das sich mit trügerischem Zauber auf Augen und Sinne legte und sie der ewigen Lichter über sich vergessen ließ. Denn wer von diesen Unzähligen

hatte jetzt noch einen Blick für oben, sah noch empor zu Mond und Sternen, war sich in diesem Augenblick wohl überhaupt noch ihres Daseins bewußt? Ich hatte das Gefühl, als ob der, welcher sich in diesen Strudel stürzte, alles, alles darin vergessen müsse, und ich wollte ja vergessen, vergessen! Eine wilde, höhnische Wut packte mich, in diesem Strome unterzutauchen, in diesen geheimnisvollen Morast mit beiden Füßen hineinzuspringen, daß die schlammige Flut unter mir hoch ausspritzte und die Wogen über meinem Kopfe zusammenschlugen!

Eine nervöse Unruhe trieb, stachelte, drängte mich zu einem unbestimmten Ziele hin. Wohin? Gleichviel, nur hinaus aus den dumpfen vier Wänden, aus den Gedanken und Erinnerungen und womöglich — aus mir selbst. Halb unbewußt, griff ich zu Hut und Ueberzieher, stieg auf die Straße und mischte mich in das Gewühl, — ein Atom mehr im Chaos, ein mikroskopisches Insekt mehr im Ozean. Ich ließ mich tragen von der Flut, ziellos schweifte ich durch die Straßen, bald hier, bald dort einbiegend, vorbei an den hell erleuchteten Café's und Restaurants, an den Prunkpalästen, wie auch an den mehr hinterhältig verborgenen Kriegszelten des Königs Alkohol, der um diese Stunde fast allein das Scepter über all'

den Tausenden schwang und diese Massen in Bewegung setzte. Oder geleitete er schon seine Königin, die Venus vulgivaga, am Arme, um sie neben sich auf den Thron zu setzen und seine Herrschaft mit ihr zu teilen?

Eine Weile war ich so umhergeschlendert, als ich vor einem der zahllosen Transparente, an denen ich mit der Menge vorüberglitt, unwillkürlich stehen blieb. „Zum Gambrinus“. Das Restaurant war mir bekannt. Hier hatte ich früher von Zeit zu Zeit an den Sitzungen eines Stammtisches teilgenommen, der sich aus lebenslustigen jüngeren Kollegen, Juristen, Kaufleuten u. s. w. zusammensetzte. Ich hatte diesen Zusammenkünften, die sich sehr lange auszudehnen pflegten, zwar nie bis zum Ende beigewohnt, aber auch die bescheidene Gastrolle dabei war mir auf die Dauer lästig geworden, und ich hatte mich schon seit mehreren Jahren gänzlich davon zurückgezogen. Ob dieser Kreis wohl auch noch heute dort versammelt war? Unschlüssig blieb ich einige Augenblicke vor dem Eingange stehen. Sollte ich hineingehen? Jetzt, um diese Stunde noch? Hinein in diese schale Atmosphäre von Qualm und Biergeruch, in diesen Kreis mehr oder weniger berauschter, erhitzter Becher, in diesen Lärm verworrener, schreiender Diskussion, feichter Schwänke

und Wize? Stand ich auch selbst noch unter dem Einflusse des reichlich genossenen Weines, so lag doch eine Welt zwischen den Gebilden und Gestalten meiner Phantasien und jener mir von früher her bekannten nichts sagenden, platten Stamm-tisch-Lustigkeit. Ein Gefühl wie Ekel stieß mich zurück, ich machte einige Schritte weiter. Aber wohin? Nach Hause? Zurück in die einsamen vier Wände, mit all' den Geistern der Vergangenheit und — des Wahnsinns, die dort auf mich lauerten? Zurück auf die Folterbank? Und ich sah mich wieder in der gewohnten Stellung auf meinem Lehnstuhl sitzen, wie all' die langen, langen einsamen Nächte zuvor. Ein Schauer überlief mich. Nein, nimmermehr, auch meine Geduld, auch meine Passionszeit muß einmal ein Ende haben, — schrie es trotzig in mir auf. Fort mit dem Märtyrertum, ich bin kein Heiliger und will auch keiner sein! Was geschehen, ist geschehen, weil es mußte. Zufall, — blinder, thörichter Zufall! Was kann ich dafür? Ist es nicht Narrheit, daß ich meine beste Lebenskraft in dumpfer Verzweiflung verbrüete? Die da sind lustig, warum soll ich nicht auch lustig sein? Lustig, lustig, immer lustig! Was ist denn Großes zu gewinnen oder zu verlieren in diesem ganzen Hazardspiel „Leben“? Es ist ja doch alles nur

Spielmarke auf dem großen Rehrichthausen „Erde“. Lustig, nur lustig!

Ein innerer Widerspruch regte sich in mir. Eine tief vormurfsvolle Stimme, die Stimme eines ganzen früheren Lebens voll ernster Arbeit und Pflichterfüllung, sagte leise aber entschieden: „Nein, das ist nicht wahr.“ Aber diese Stimme hatte jetzt für mich einen feindlichen Klang. Sie wollte mich ja in das alte Joch der Vorurteile zurückdrängen. Und ich trotzte ihr: — Atavismus! Nicht genug an aller andern Qual — wir müssen auch noch ewig an den ererbten und angezogenen Vorurteilen zu Grunde gehen. Unsinn, alles Unsinn!

Ich ging wieder zurück und öffnete die Thür zum Lokal. Dicke Wolken Tabakrauch und Bierdunst schlugen mir entgegen. Der Rauch und die grelle Beleuchtung legten sich reizend und blendend über meine Augen. Im ersten Moment konnte ich die Gesichter um mich herum kaum unterscheiden, ich hatte mich ja schon so lange nicht mehr in einer derartigen Atmosphäre befunden. Da rief es aber schon aus einer der Ecken des Lokals:

„Postausend! Seht doch 'mal, — ist das nicht Günther, der Doktor Günther, der dort eben hereinkommt?“

„Günther? Wo denn? Ei ja, natürlich, jawohl, da ist ja Günther! Pst! pst! Doktor! Doktor Günther! Hierher, Herr Doktor.“

Unmittelbar darauf ward ich von einem vielstimmigen Halloh und Hurrah begrüßt. Alle waren aufgesprungen, alle drückten und schüttelten mir die Hände und beglückwünschten mich zu meinem unerwarteten Erscheinen.

„Na, das ist aber nett, daß man Sie auch 'mal wieder sieht!“

„Menschenkind, wo haben Sie denn nur so lange gesteckt?“

„Na, nun setzen Sie sich aber auch gleich zu uns. Etwas zusammenrücken, meine Herren! So, und nun wollen wir die Rückkehr des verlorenen Sohnes mit einer neuen Lage begießen. Prost Rest, meine Herren!“

Schnell wurden die Gläser geleert und durch volle ersetzt. Alle stießen mit mir an, erfreut, durch mein Erscheinen eine neue Anregung empfangen zu haben.

Man war bereits in recht animierter Stimmung. Alle diese Leute, die in ihrem Berufe vielleicht ganz tüchtig waren, suchten in diesen Räumen die Erholung und Zerstreuung, die ihrer geistigen Verfassung angemessen war, nach dem Einerlei, den Mühen und Geschäften des Tages

eine Erholung und einen Aufschwung der Lebensgeister durch die künstlichen Nervenreizungen des Alkohols. Hier kam unter dem kühlen Schliff des großstädtischen Alltags- und Geschäftsmenschen, unter der ewig gleichen Hülle lächelnder Konventionalität etwas zum Vorschein, das wie Temperament, Geist und Gemüt — ausfah. Man konnte sich wenigstens einbilden, solche Eigenschaften zu besitzen, und dies Bewußtsein erhob ihre Träger für Stunden über ihr normales Lebensniveau empor, gab ihnen ein erhöhtes Gefühl ihrer Persönlichkeit. Leute, die Tags über den verschiedenartigsten Nützlichkeitsermägungen des materiellen Lebens ängstlich Rechnung trugen, ihre eigenen Ansichten diesen Ermägungen bedingungslos unterordneten, verstiegen sich hier zu einem kühnen Individualismus, stellten Thesen und Prinzipien auf, für welche sie mit einer Art wilder Leidenschaftlichkeit, die sich an sich selbst angenehm berauschte, ausnahmslose Allgemeingültigkeit in Anspruch nahmen. Aber auch hier blieb die Konvention die eigentliche Grundlage. Beruhte es denn nicht auf stillschweigender Vereinbarung, daß man sich gegenseitig — ernst nahm? Glaubte man denn wirklich, der oder jene kühne Sprecher werde — etwa den strengen politischen Grundsätzen, die er hier soeben mit soviel Eifer

entwickelte, seine materiellen Vorteile gegebenenfalls zum Opfer bringen? Nein, man glaubte es ganz gewiß nicht, mindestens bezweifelte man es sehr stark. Aber man gab sich den Anschein, es zu glauben, und wenn einem die Sache zu bunt wurde, so schwieg man höflich, um nicht zu widersprechen, und dachte sich dabei sein Teil im stillen. Denn man war ja selbst auf die Gutgläubigkeit des andern angewiesen, und wo wäre — die Gemütlichkeit geblieben, wenn man sich gegenseitig die Wahrheit gesagt hätte? Hätte Einer gesprochen: „Laßt doch den Mann in Ruhe, den ihr da eben mit so großer Entrüstung durchhechelt, — ihr seid ja alle gar nicht besser und würdet in seiner Lage wahrscheinlich genau ebenso handeln; und wenn ihr nicht gerade diese Fehler und Laster habt, so habt ihr dafür doch gewiß andere, die vielleicht noch viel schlimmer sind, z. B.: moralische Feigheit, Geiz, Herzlosigkeit u. s. w.“ — ja, wenn Einer das gesagt hätte, dann wäre er als ein ganz taktloser, roher Patron, als höchst ungemütlicher Störenfried angesehen worden, mit dem man, je eher desto besser, den Verkehr abbrechen müsse. Denn das oberste Gesetz in diesem Kreise war eben die „Gemütlichkeit“.

Wer kennt sie nicht, diese flebrige Biergemüt-

lichkeit, diese liebenswürdige Herzlichkeit und gelegentlichen rührseligen Freundschaftsversicherungen, mit denen man sich gewissermaßen von der freundschaftlichen That losgekauft zu haben glaubt? Man hat ja an einem solchen Abend soviel Idealismus, Freundschaft, Gemüt, unentwegte Prinzipientreue und Gesinnungstüchtigkeit „voll und ganz“ zum besten gegeben, daß man allen billigen Ansprüchen an sich selbst genügt hat und schon gar ein überspannter „Heiliger“, ein Märtyrer, ein Uebermensch sein müßte, wollte man am nächsten Tage diese hohen Tugenden etwa noch — in die That umsetzen. Das verlangt und erwartet ja auch niemand. — Das Feld, auf dem der moderne Durchschnittsmensch seine moralischen Siege und Triumphe feiert, ist der Stammtisch.

Und doch waren alle diese Leute nicht schlecht. Einer hätte dem anderen „sogar“ Geld geborgt, vorausgesetzt natürlich, daß der eine dadurch keinerlei Unbequemlichkeiten erlitt, und daß der andere auch — sicher war. Sie gingen mit Anstand durchs Leben, man konnte ihnen Besonderes nicht vorwerfen. Ihre Sünden waren wohl öfter solche der Unterlassung als der Begehung. Die meisten waren von Natur wohlwollend, einige hatten mehr Wissen als Wit, andere mehr Wit als Wissen. Das Wissen war aber größtenteils

nur einseitiges Fachwissen, und so konnte sich ein allgemeines ernstes Gespräch von großem Zuge nur selten länger behaupten, ohne in unmöglichen Allgemeinheiten zu verlanden, oder sich in den abenteuerlichsten Ausschweifungen zu verlieren. Blieben also meist nur Personalfragen, Tagesereignisse, insbesondere Politik, und je später, um so ungenierter und kräftiger — die Note, die zuletzt siegreich allein das Feld behauptete. Ihr Erscheinen gab das Signal zum „Sammeln“. Hatte sich das Gespräch vorhin verzettelt, jetzt ward es allgemein. Gespannt hing jedes Ohr an des Erzählers Munde, schallendes Gelächter folgte der gepfefferten Pointe. —

Können Sie mir's glauben, meine Herren, — ich wurde bald einer der Lustigsten. Man kann nicht heiter sein mit dem Dolch im Herzen, wohl aber lustig, sehr lustig. Es war mir ein bitterreizender Genuß, meiner Stimmung in scharfen Sarkasmen Lust zu machen und die Lauge ätzenden Spottes über die ganze Unterhaltung auszugießen und nicht zuletzt — mit doppelsinnigen Andeutungen, deren zweiten, tieferen Sinn ich für mich behielt, — auch über meine Umgebung selbst. Die scharfe, polemische Würze, die ich in die Unterhaltung hineinwarf, hatte für diese guten Leute einen großen Reiz, den Reiz der Neuheit. Ich

wurde bald der Mittelpunkt der Gesellschaft, man trank mir fortwährend zu, und ich that wacker Bescheid. Mein Wiedererscheinen in dem Kreise gab den erwünschten Vorwand, die Sitzung noch länger auszudehnen, noch größere Quantitäten „Stoff“ zu vertilgen, als sonst. Man erfüllte ja einfach nur eine heilige Pflicht der Freundschaft, wenn man das Wiedersehen mit „unserem alten Freunde Günther“ gebührend feierte. Und am nächsten Morgen konnte man den vorwurfsvollen Blicken der Gattin mit der prächtigen, siegreichen Erklärung begegnen: „Ja, kannst du dir denken, Liebchen? Gestern, als ich gerade nach Hause gehen wollte, erschien plötzlich ganz unerwartet der Doktor Günther wieder in unserem Kreise, — du weißt doch, der Doktor Günther, von dem ich dir schon so oft erzählt habe? Da konnte ich — leider! — natürlich nicht — du verstehst? Es war unmöglich, ganz unmöglich, loszukommen. Man darf die Leute nicht vor den Kopf stoßen, weißt du . . .“ Und wenn die Arme auch kopfschüttelnd Zeichen des Unglaubens gab, — das Argument war schlechterdings durchschlagend, erwidern ließ sich nichts darauf.

Allmählich bildete sich eine neue Welt um mich. Die Wirklichkeit verblaßte mehr und mehr; zwischen mir, der hier am Stammtische Pöffen

riß, zechte und lachte, und dem Doktor Günther von ehemals richtete sich eine Scheidewand auf. Die Vergangenheit war in weite Ferne entrückt. Meine ganze bisherige Lebensweise erschien mir jetzt unsäglich albern, geradezu unbegreiflich. Meine Glieder wurden schwer, meine Bewegungen unsicher, aber mein Hirn arbeitete wie im Fieber, — planlos, verworren, in kleiner Stückarbeit. Es war mir unmöglich, eine längere Gedankenreihe logisch durchzudenken, um so leichter floß mir dafür die Halblogik des Wizes von den Lippen, der blitzgleiche Augenblicksblender, die komische Erfassung der Situation. Ich sprudelte von schneidenden Bemerkungen, paradoxen und grotesken Einfällen. Aus dem Witzbolde der Gesellschaft wurde allmählich deren Komiker, dessen persönliche Mimik und Vortragsweise man ebenso belacht, wie das, was er vorbringt.

Es war ein seltsamer Instinkt, der mich anstachelte, mich zu mir selbst, zu meinem ganzen natürlichen ernstern Wesen in Widerspruch zu setzen und dadurch meine eigene Persönlichkeit gewissermaßen zu verleugnen, ja zu verneinen. Heute weiß ich auch, woher dieser Instinkt stammte: Es war der pathalogische Trieb der Zerstörung, und seine Wurzel war und blieb, trotz aller dumpfen Betäubung, der Nerv des Schmerzes, der Ver-

zweiflung. Empfund ich sie augenblicklich auch nicht mehr, oder nur dumpf, — auf dem tiefsten Grunde meiner Seele arbeitete sie doch, riß und wühlte sie doch an den Widerhaken, die sie in mein Gemüt geschlagen hatte. Es giebt eine grim-mige Wollust des Schmerzes auch im physiolo-gischen Sinne. Gestatten Sie mir, dem Arzte, einen ganz profaischen Vergleich: Wenn Sie je-mals heftigen Zahnschmerz gehabt haben, werden Sie auch zuweilen von einer wütenden Lust ge-packt worden sein, mit einem spitzen Eisen in den hohlen Zähnen zu bohren. Sie wissen, daß der Schmerz dadurch nur größer wird, aber es erfaßt Sie eine Wut, wie gegen einen bösen Feind, und dieser Feind ist ihr eigener Körper, — wie der Verzweifelte der Feind seiner selbst. Ja, meine Herren, der Feind seiner selbst! . . .

Als wir endlich vom Stammtische aufgebrochen waren und uns schon auf der Straße befanden, machte jemand den Vorschlag, noch ein berück-tigtes Café zu besuchen. Der Vorschlag war allen aus der Seele gesprochen. Ich fühlte mich am Arme ergriffen und ließ mich willenlos fort-schleppen. Es war mir alles gleichgültig, je toller, um so besser, je unwahrscheinlicher die Situation, um so erwünschter. Und dann, — nein, ich ver-mag es nicht, . . .“

Wie von Entsetzen und Ekel geschüttelt, warf sich der Arzt auf dem Stuhle zurück, als schauerte er vor etwas Unsichtbarem.

„O Gertrud, Gertrud!“ flüsterte er vor sich hin, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr, „so lohnte ich deinen Opfertod, so hielt ich deinem armen Grabe die Treue, so ehrte ich dein Andenken! . . .

Mein Wunsch von vorhin war in Erfüllung gegangen: Ich war mit beiden Füßen in den Morast gesprungen, die schlammigen Fluten spritzten unter mir auf und schlugen hoch über meinem Kopfe zusammen. . . .

Als ich gegen Mittag in meinem Bette erwachte, mußte ich mich erst auf die Wirklichkeit besinnen. Im ersten Augenblicke glaubte ich einen wüsten Traum gehabt zu haben. Da fiel mein Blick auf die Unordnung, die ich bei meiner Rückkehr angerichtet hatte, — die zerstreut, theils am Boden umherliegenden Kleidungsstücke . . . Nein, es war also kein Traum, es war Wirklichkeit! Entsetzt richtete ich mich im Bette auf, ein stechendes Gefühl von Scham und Ekel durchzuckte mich und wurde um so heftiger, je deutlicher ich mich der Einzelheiten der vergangenen Nacht zu erinnern begann. Diese wahnwitzige Zecherei, diese unwürdige Possenreißer-Rolle, die ich dabei ge-

spielt, dieser Besuch in dem eleganten Schmutzreservoir, dem Café, — und dann — dann — —! Mein Stolz, meine Selbstachtung bäumten sich auf, aber was waren sie gegen den heißen, vernichtenden Schmerz, der mir plötzlich mit der blitzartig aufleuchtenden Erinnerung durch die Seele brannte! Gertrud, Gertrud! — Es war unfassbar, unmöglich — und doch — und doch! — — Nie, nie wieder — ich nahm es mir nicht einmal vor, es war ja selbstverständlich! —

Etwa gegen 7 Uhr abends — ich hatte mich nach der späten Mahlzeit auf dem Sofa etwas vom Schlummer übermannen lassen — wurde ich durch ein schrilles Klingeln wieder aufgeschreckt. Zwei meiner Freunde von gestern traten, die brennenden Zigarren in der Hand, mit der geräuschvollen, intimen Ungenietherheit des Zechgenossen bei mir ein. Ich begrüßte sie erstaunt und nicht gerade freudig. — Ob ich denn die gestrige Verabredung vergessen hätte? Welche Verabredung? Ich wußte von keiner. Nun, das sei wohl möglich, war die lachende Erwiderung, bei meiner erhöhten Stimmung sehr erklärlich, ändere aber doch nichts an der Thatsache, daß wir uns in der Nacht verabredet hätten — auf Handschlag, versteht sich — gemeinsam ein bekanntes Varieté zu besuchen, um dort dem Auftreten der bekannten

französischen Chansonette „Mademoiselle M.“ beizuwohnen. Ob ich denn gut nach Hause gekommen sei? Ein verständnisvoll-listiges, diskret-vielsagen-des Lächeln erschien auf den beiden Gesichtern, deren besondere Charakteristik mir schwer fallen würde. Man sieht solche glatten Gesichter mit den glänzend angebürsteten, schneidig gescheitelten Haaren, dem aufgewichsten Schnurrbart und den obligaten Schmissen zu häufig, um sich nach längerer Zeit noch ihrer besonderen Merkmale zu entsinnen. Es waren zwei junge Juristen, wenn ich nicht irre; in meiner Erinnerung schweben mir beide zum Verwechseln ähnlich vor. — Nun, nun, ich brauchte nicht verlegen zu werden, man wisse auch zu leben: Jugend müsse austoben. Uebrigens sei der gestrige Abend „einfach göttlich“ gewesen. Man habe sich noch nie so gut amüsiert, namentlich ich hätte Hervorragendes geleistet. Da müsse man denn durchaus nach Schluß der Vorstellung die Ereignisse der vergangenen Nacht am Stammtisch Revue passieren lassen.

Meine Einwendungen machten keinen Eindruck. Man berief sich auf den gegebenen Handschlag. Wollte ich die beiden nicht geradezu hinauswerfen, so mußte ich wohl oder übel mit. Und schließlich, — warum auch nicht? Was hatte ich zu versäumen, was zu verlieren? Meine Skrupel

beim heutigen Erwachen waren ja doch nur der Ausfluß der physischen Ueberreizung gewesen, die sich im Laufe des Tages wieder verloren hatte. Die Erinnerung an gestern war mir jetzt schon gar nicht mehr so peinlich. Hier standen ja zwei wohlerzogene Menschen aus der guten Gesellschaft vor mir, akademisch gebildete Leute, dereinstige Richter und Staatsanwälte vielleicht, die in der ganzen Sache absolut nichts Besonderes entdecken konnten. „Er wird doch nicht etwa einen Moralischen haben?“ Diese spöttischen Worte des einen gaben den Ausschlag. Nein, nur keine sentimentalcn Anwandlungen mehr, nur kein Kleben an kindischen Vorurteilen! Keine Knabenmoral, keine Konzessionen an die bösen, fremden Mächte der Vergangenheit, die mich mit so maßloser Grausamkeit gefoltert hatten! Ich haßte alle die Gefühle und Gedanken, die mich zu namenlosein Leide verurteilten, ich haßte mich selbst, ich haßte den Urquell, aus dem mein ganzes Sein geflossen war, dieses Sein der Qual, des ewig verlorenen Glückes, das ich hätte besitzen können und doch nicht besitzen durfte. Und als ich mich wieder der Qualen des Morgens erinnerte und diesen heißen, scham- und reuevollen Schmerz auch jetzt wieder in mir aufsteigen fühlte, da heßte ich meinen Haß auf diese Regung meines tiefsten, besten, weichen

Innern, und mein Haß erwürgte sie! Ach, jetzt erst war ich wirklich verloren, denn — ich haßte Gott —!“

Der Erzähler erhob sich und ging, während die andern erschüttert schwiegen, einigemale im Zimmer auf und ab, als wollte er seiner Bewegung Herr werden. Dann setzte er sich wieder auf seinen Platz und fuhr nachdenklich fort:

„Es mag Menschen geben, die oberflächlich und gedankenlos genug sind, um sich auch über Gott keine Gedanken zu machen. Tieferen, durch das Leben geprüften Naturen aber stellt Er wohl nur die Alternative: Ihn entweder zu lieben oder zu hassen. Daß es einen echten, wirklichen Atheismus normal entwickelter, ausgereifter, höher garteter Menschen giebt, kann ich mir eigentlich gar nicht recht vorstellen. Das, was viele für Unglauben vor sich und anderen ausgeben, ist doch wohl meist nur Empörung, Auflehnung, Haß gegen Gott. Und dieser Haß gegen Gott ist ebenso, wie die Liebe zu ihm, nur eine Bejahung und Anerkennung seines Daseins. Immer wieder fallen mir bei dieser Frage die Worte des alten Pastors ein: „Denn ob sie segnen oder fluchen, sie segnen oder fluchen dir, der du bist und warst und sein wirst in alle Ewigkeit.“ Gott triumphiert in unserem Hasse ebenso wie in unserer Liebe.

Ich haßte Gott! Gehört nicht seine ganze unendliche Großmut, die Fülle seiner Allbarmherzigkeit dazu, um das elende Geschöpf, das sich gegen seinen Schöpfer auflehnt, nicht wie einen erbärmlichen Wurm zu zertreten? Zeigt sich nicht schon allein in dieser Betrachtung der Segen, die Notwendigkeit der Sünde, als einer in der Schöpfung wirkenden und in ihren letzten Wirkungen dem Schöpfer dienstbaren Kraft? Wie sollte Gott uns einen Begriff von der ganzen Unendlichkeit seiner Liebe und Gnade offenbaren, wenn nicht unserer Sünde gegenüber? Ist ein Verzeihen möglich ohne Schuld? Und giebt es einen größeren Triumph der Liebe, als die Verzeihung? Darum allein schon sind es Thoren, die da fragen: „Warum hat Gott die Sünde geschaffen? Er ist doch allmächtig, er hätte die Welt auch ohne Sünde schaffen können!“

Ich haßte Gott, ich trotzte ihm, ich führte Krieg gegen ihn. Gegen ihn? Unseliger, thörichter Wahn des blinden Werkzeugs, Krieg zu führen gegen den Meister, der es in seiner Hand hält! Nicht gegen ihn führte ich Krieg, nur gegen mich selbst. Nicht gegen ihn wütete ich, ich wütete gegen mich selbst, gegen alles Gute und Edle in mir, gegen meine Gesundheit, meinen Ruf, mein Vermögen, gegen alles, was mir noch ein köst-

liches Besitztum, ein gerettetes Gut aus dem Schiffbruche meines Lebens hätte sein können. Von nun an gab es für mich kein Halten und keinen Halt mehr. Ich stürzte mich kopfüber in den Strudel mit der bewußten Absicht der Selbstvernichtung. *Va banque* war meine Parole, — und das Ende? Pah, wenn es eben nur ein Ende war, — welches? war mir gleichgültig. So oder so hatte doch alles ein Ende. Was kümmerte mich das Wie? Ob mich ein Herzschlag im Rausche ereilte oder ob ich, einer augenblicklichen Stimmung folgend, von Ekel und Ueberdruß übermannt, den tödlichen Schuß selbst auf mich abfeuerte, oder einige Gramm Cyankali der Bleifugel vorzog, — das blieb ja immer noch abzuwarten. Ich war seit jeher ein Mann der Extreme gewesen. Hatte ich früher meine Genugthuung in der Wissenschaft, der ernstesten angestregten Arbeit, der peinlichsten Ordnung und Pflichterfüllung gefunden, jetzt suchte ich sie in dem äußersten Gegensatz zu alledem. Hatte ich den Schmerz mit wollüstiger Selbstqual bis zur Reize ausgekostet, — jetzt wollte ich auskosten, was es etwa außer ihm noch gab auf Erden. Hatte ich früher den rohen, materiellen Genuß als tierisch und menschenunwürdig verabscheut, jetzt frönte ich ihm in vollen Zügen. O, es geht rasch ab-

wärts auf der Bahn des Verderbens, und es bedarf schon aller Kraft eines festen Willens und tüchtigen Charakters, um den entgegengesetzten steilen Pfad nach oben zu erklimmen. Wie rasch muß da derjenige hinuntergleiten, der in vollbewußter Absicht hinuntergleiten will!

Mein ganzes Leben gestaltete sich von nun ab zu einer ruhelosen Jagd nach Sensationen, nach immer neuer, stärkerer Nervenaufrregung. Bald war mir kein Gelage wild genug, keine Gesellschaft wüst und ausgelassen, mit einem Worte: schlecht genug. Ein besonderer Reiz trieb mich, die unmöglichsten Situationen aufzusuchen. Hohn und Troß im Herzen, empfand ich eine Art dämonisch-triumphierender Freude daran, in den schmutzigsten Winkeln der Großstadt die Gemeinheit der Menschheit systematisch zu studieren. „Das ist also die Krone deiner Schöpfung,“ lästerte es dann höhnisch in mir, „eine nette Krone!“ Und ich Elender vergaß, daß mir das hohe Glück vergönnt gewesen war, einer ganzen Reihe edelster Menschen auf meinem Lebenspfade zu begegnen: Der zärtlichsten Mutter, dem liebevollsten Vater, einem treuen, selbstlosen Freunde und der engelgleichen Güte, Liebe und Aufopferung selbst: meiner Gertrud, meiner armen, armen Gertrud Ja, manchmal, im Traume nun schon öfter als im

Wachen, erschienen mir ihre Gestalten, — so still, so ernst, so vorwurfsvoll. . . .

Ich vernachlässigte meine Praxis gänzlich. Mein früher überfülltes Wartezimmer wurde leer. Nur dann und wann verirrte sich noch dahin ein Patient, der mich von früher her oder überhaupt noch nicht kannte. Einige Zeit lang konnte ich es leidlich aushalten. Ich lebte von dem kleinen Kapital, das ich noch auf der Bank liegen hatte. Aber auch das reichte nicht auf lange. Ich warf das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus. „Um so eher hat alles ein Ende!“ sagte ich mir; den Schlüssel zum unbekanntem Lande hatte ich ja jederzeit in der Hand. Ein leiser Druck, oder einige Federstriche für den Apotheker, und alles war aus. Aber so weit war es ja noch nicht. Meine bisherige, glänzend eingerichtete, in einer der verkehrsreichsten Straßen der Stadt belegene Wohnung hatte ich gekündigt. Der Aufenthalt in diesen Räumen, die mich an so schöne und so furchtbare Stunden erinnerten, war mir je länger, desto unerträglicher geworden. Ich verkaufte mein kostbares Mobiliar und mietete mir etwas entfernter einige elegant möblierte Zimmer. Nun hatte ich wieder Geld, um das gewohnte Leben fortzusetzen. Als dies kleine Kapital zur Neige ging, bezog ich in einer entlegenen Gegend ein armjeli-

ges Hinterzimmer, vier Treppen hoch. Es war ja auch ganz egal, wo ich schlief, denn zu anderem gebrauchte ich ja meine Wohnung nicht mehr. In den ärztlichen Büchern, die ich früher geführt hatte, entdeckte ich noch eine ziemliche Reihe von Außenständen. Ich übergab sie gegen die Hälfte des Betrages als Vorschuß einem Kassierer zur rücksichtslosen Eintreibung. Ich dachte nicht daran, ob er vielleicht die letzte Habe einer armen Familie dem Gerichtsvollzieher überantworten würde, um mir das Geld zu geben, das ich im Kreise meiner Kumpane sinnlos verpraßte. Ich war ja nun doch schon einmal in den weitesten Kreisen — als der „verrückte Doktor“ oder noch Schlimmeres bekannt. Mochten die Leute doch denken und sagen, was sie wollten. Was ging das mich an? Es hatte ja alles bald ein Ende!

Ich verhärtete mich von Tag zu Tag mehr. Es war, als ob in allen meinen geistigen Organen eine Rückbildung, ja, eine Auflösung einträte. Wo war mein ehemaliger Stolz, mein einst so eifersüchtiges Ehrgefühl geblieben? Ehre? Die Ehre, die in der Welt als solche gilt, hatte ich ja zur Genüge kennen gelernt, und ich verachtete sie. Mit dieser Ehre im Leibe konnte man ja ein Mörder sein und doch als Held bewundert werden. Die andere Ehre aber, die Ehre, die aus der

Wahrheit ist, kannte ich nicht, wollte ich nicht kennen, haßte ich. Wenn ich nicht noch tiefer sank, so hinderte mich daran nur die absolute Unfähigkeit zur Gemeinheit. „Ich bin nun einmal so, kann nichts dafür, bin so geboren und erzogen; das Blut von Generationen, gleichfalls in diesen Begriffen geborener und erzogener Menschen wirkt mit seiner Kraft in mir nach“ —: das etwa war meine Ueberlegung über diesen Punkt. Ich hätte mir Zwang anthun müssen, anders zu sein, als ich war, und nichts war mir jetzt verhaßter, als jede Art von Zwang. Wenn andere Menschen anders waren: Spitzbuben, Diebe, Verbrecher, so konnten sie dafür ebensowenig. Sie waren eben die Produkte anderer Verhältnisse, einer anderen Vererbung, Erziehung, wirtschaftlichen Lage. Irgendwelche ewig gültigen positiven Moralbegriffe erkannte ich nicht mehr an. Wie hätte ich auch anders können? Im entgegengesetzten Falle hätte ich ja einen absoluten Ursprung solcher Begriffe setzen müssen —: Gott. Brutaler Selbsterhaltungstrieb der Gesellschaft war alles; gemeiner Egoismus regelte die Verhältnisse der Menschen untereinander. Die Ehrlichsten und Mutigsten waren vielleicht noch die, welche diesem Egoismus ohne schönrednerische Phrasen im offenen Kampfe huldigten, statt sich hinter der Selbstsucht

der übrigen Menge feige zu verschanzen und mit strafloser List dasselbe zu thun, was jene mit Preisgabe ihrer ganzen Existenz thaten. Friedrich Niessche hatte recht, ihn las ich mit immer größerem Geschmac —: Gut und Böse waren nur Eselsbrücken, Brücken, die sich die große Herde gebaut hat, um darüber ungefährdet, dumm und friedfertig, zum jenseitigen Ufer zu traben. Und das Ufer? Unsinn, — kein Ufer — endlose Nacht, Verwehung, Chaos!

Ach, noch heute schüttelt mich zuweilen ein Grauen, wenn ich an diese ruchlose Zeit zurückdenke! Wie war es nur möglich, daß ich, gerade ich, so ganz zerfallen konnte? Ich war ja von Hause aus nichts weniger als leichtsinnig, viel eher ein schwerfälliger Pedant, ein skeptischer Grübler, der es früher gar nicht verstehen konnte, wie jemand am rohen materiellen Genuße Gefallen finden mochte. Nur wenn ich mir die lange geschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen in ihrer ganzen Folgenreihe, in allen ihren Gliedern so lebhaft und genau vergegenwärtige wie heute, dann wird es mir klar, wie eins aus dem andern sich entwickelt hat, mit Notwendigkeit entwickeln mußte; wie auch die kleinsten, geringfügigsten Ursachen, die uns im gegebenen Augenblicke vielleicht nur völlig beiläufige und nichtsagende Begleit-

erscheinungen dünken, zu ihrer Zeit entscheidend in die Waagschale fallen können. Dann aber wird mir auch noch ein Anderes in seiner geradezu erschütternden und doch nur von wenigen Menschen wirklich erfaßten Bedeutung klar, nämlich die Unzulänglichkeit unserer eignen menschlichen Kraft, der ungeheure Wahn, dem sich der einzelne hingiebt, wenn er, im Vertrauen auf seine Kraft und im Genuß der ihn augenblicklich umgebenden günstigen Verhältnisse, des tugendstolzen Glaubens lebt, er könne niemals fallen, er könne nie von seiner Höhe herabsinken. Dann verstehe ich die Wahrheit des Thomas a Kempis'schen Satzes: „Daß wir ohne Gott nichts Gutes vermögen.“ —

Welchen Ekel hatte mir früher der physische Rausch anderer eingeflößt — und nun? Bin ich es wirklich noch selbst, der da im Kreise einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft sitzt, an den verrufensten Orten, ganze Nächte lang? Der sich da im Tanze in den Balllokalen herumdreht und als Mittelpunkt eines befrackten und beslitterten Gesindels mit frecher Lustigkeit seine Menschenverachtung an dieser bezahlten Hundedemut und schlangenhaft schillernden Liebenswürdigkeit sättigt? Der am dämmernden Morgen, wenn die langen Scharen des arbeitenden Volkes in dumpfer Ergebung die Straßen durchwandern, um sich für

ihr täglich Brot an die Kette legen zu lassen, aschfahlen, übernächtigten Antlitzes nach Hause wandt, um nach einigen Stunden bleiernem Schlafes die Folgen der Ausschweifung in neuen Ausschweifungen zu ertränken? Bin ich, wirklich ich selbst noch, dieser Mensch ohne Scham und Scheu, der für die bedauernden Mahnungen der wenigen wahrhaft wohlwollenden Menschen nur kalte, trockige Zurückweisung oder cynisches Hohngelächter hat, und im Kreise seiner Beifall grinsenden und johlenden Lastergenossen alles Ehrwürdige, Heilige und Göttliche in die schmutzigen Pfützen seines blasphemischen Wizes tritt? Es scheint Ihnen unmöglich, meine Herren, und doch, doch ist es so! Lassen Sie sich an diesen Andeutungen genügen, ich fühle keinerlei Beruf, Ihnen ein solches Leben in einer Reihe sorgsam ausgemalter Einzelheiten mit breiter Selbstgefälligkeit vorzuführen. Nur an einer dieser Scenen kann ich leider nicht vorübergehen.

Sie werden es nach allem begreiflich finden, daß ich bei meiner ganzen damaligen Geistes- und Gemüthsverfassung mit besonderer Leichtigkeit auch dem Spielteufel verfallen konnte. Hier hatte ich ja mein *Va banque* buchstäblich. Waren alle andern Reize erschöpft, dann blieb immer noch das Spiel, das verruchte Hazard. Auch dieser

Leidenschaft hätte ich mich früher nie für fähig gehalten. Ich hatte sie mir erst künstlich anziehen müssen. Man kann wohl sagen, daß das Hazard — von einigen ganz „exklusiven“ Kreisen abgesehen — in den breiten Schichten der besseren Gesellschaft nicht mehr zum guten Tone gehört und meist nur noch in verborgenen Schlupfwinkeln und Lasterhöhlen ausgeübt wird. In einer dieser Höhlen wurde ich bald ein häufiger Gast. Irgend ein nächtlich aufgelesener Zechgenosse hatte mir die Pforten dieses neuen Paradieses geöffnet. Es war ein Wirtshaus niedrigsten Ranges. Auf derselben Stufe mochten wohl auch die meisten seiner Besucher stehen, — fragwürdige Existenzen von schäbiger oder übertriebener Eleganz, unter die sich einzelne solider aussehende Erscheinungen, meist unerfahrene jüngere Leute, mischten. Hier wurde in einem Hinterzimmer ganze Nächte lang, zuweilen bis in den hellen Mittag hinein, hinter sorgfältig verschlossenen Thüren und Fensterläden gespielt, hoch gespielt, häufig genug wohl auch falsch gespielt. Ich machte mir damals keine Gedanken darüber. Der Augenschein ließ nichts Verdächtiges entdecken, und zudem wurde daneben auch so viel gezech, daß ein ungeübter Beobachter lange in dem Wahne bleiben konnte, es ginge alles mit rechten Dingen zu. Und ich? Was

konnte ich denn noch mehr verlieren als Geld? So lange ich's heranschaffen konnte, mochte es immerhin draufgehen. Was lag daran! Später — das war ja nun schon meine fixe Idee, die alles ausglich — später kam eben das „Ende“.

Aber — so unberechenbar ist der Mensch! — was mir, solange ich nichts davon ahnte und merkte, ein ziemlich gleichgültiger Gedanke war, das reizte mich aufs äußerste, sobald ich es in Wirklichkeit ausgeübt sah. Mochte man mich als gar zu harmlosen Spieler kennen oder meinem Zustande nicht mehr die nötige Beobachtung und Urteilskraft zutrauen, kurz, man ließ eines Morgens die Vorsicht dermaßen außer acht, nahm mir das Geld mit so plumpem Betrüge ab, daß ich ihn notwendig bemerken mußte. Nachdem ich mehrere dieser Kunstgriffe mit scheinbarer Sorglosigkeit über mich hatte ergehen lassen, wartete ich nur noch die nächste flagrante Gelegenheit ab, um der still in mir kochenden Wut Lust zu machen. Die Gelegenheit kam bald genug. Als ich den Bankhalter abermals einem der Mitspielenden jenes bedeutsame Zeichen mit den Fingern machen sah, das ich bereits mehrfach beobachtet hatte, und das jedesmal von einem bedeutenden Gewinn des Betreffenden begleitet wurde, sprang ich plötzlich

zornbebend auf, indem ich mit der Faust dröhnend auf den Tisch schlug: —

„Gaunerbande!“

Die Karten wirbelten vom Tische auf, die Geldrollen klirrten durcheinander.

„Für dumme wenigstens sollt ihr mich nicht halten, Gesindel! Falschspieler!“

Nach einem Moment sprachloser, schreckhafter Ueberraschung war die erste instinctive Regung dieser Menschen ein Griff nach den auseinanderflirrenden Geldstücken, die sie wie unwillkürlich mit den Händen bedeckten, um sie sofort in ihren Taschen verschwinden zu lassen. Dann siegte aber auch schon gleich die Frechheit. Die überfirnißte Eleganz und heraufgeschraubte Tournüre war wie mit einem Zauberschlage zerstoßen und machte der ordinärsten Roheit und Gemeinheit Platz. Fast im nämlichen Augenblick waren alle aufgesprungen.

„Was sagt er? Falschspieler? Wir? Gesindel? Wollt ihr euch das gefallen lassen?“

„'Raus mit dem Lumpen!“

„Ach was, schlägt dem Kerl doch lieber gleich eins über'n Brägen!“ schrie es wild durcheinander.

Eine unbeschreibliche Scene folgte. Die Bande drängte und schlug wütend auf mich ein. Der Tisch wurde umgestürzt, ebenso die danebenstehen-

den Stühle, auf welche man während des Spiels die Bier- und Weingläser gestellt hatte, die nun ihren Inhalt über den Fußboden ergossen. Der Bankhalter, ein unterseßter, stämmiger Kerl mit rotem Haar und Schnurrbart, glatt rasiertem Gesicht, fast weißen Augenbrauen und bössartig schielenden Augen, von denen jetzt fast nur noch das hervorquellende Weiße sichtbar war, hatte mich an der Brust gepackt. Ich riß mich los — meine Kravatte fiel mir aus den Händen, Hemd, Rock und Weste waren mir vorne aufgerissen. In demselben Augenblicke versetzte ich ihm einen wichtigen Faustschlag ins Gesicht, daß er einen Schritt zurücktaumelte.

„Na warte nur, Bürschchen, dir werde ich's besorgen!“ knirschte er. Fast zu gleicher Zeit sah ich ihn eine verdächtige Handbewegung nach der Hosentasche machen. Offenbar griff er nach dem Messer oder einem ähnlichen Werkzeug. Da dröhnte aber auch schon eine tiefe Baßstimme durchs Zimmer:

„Halt, halt, was geht hier vor? Keinen Spektakel in meinem Lokal! Ruhe, wenn ich bitten darf!“

Es war der Wirt, den der Lärm herbeigescheucht hatte, eine herkulische Gestalt von etwa sechs Fuß Höhe, mit langem schwarzem Vollbart.

„Totgeschlagen will ich den Hund! Er hat mir mit der Faust ins Gesicht geschlagen!“

„Gauner hat er uns geschimpft, Gesindel! Das lassen wir uns nicht gefallen.“

Der Wirt übersah augenscheinlich sofort die Situation, und so sehr er auch auf mich, als auf den Urheber der Scene erbittert sein mochte, mußte er gleichwohl gute Gründe haben, das Aeußerste zu verhindern.

„Macht das draußen ab, wenn ihr wollt! Ich will von nichts wissen, in meinem Lokal dulde ich keine Schlägereien. — Raus, raus!“

Damit stellte er sich seitwärts hinter mich, mit der einen Hand wehrte er energisch den Roten ab, mit der andern drängte er mich durch einen schmalen Korridor und die kleine Gaststube zum Ausgange. Helles Tageslicht flutete mir entgegen, ich befand mich auf der Straße.

Die andern mochten sich inzwischen besonnen haben und es vorziehen, stille Zuschauer zu bleiben. Einer machte sich sogar das Vergnügen, mir einen schäbigen Hut nachzuwerfen, vielleicht um die Gelegenheit zu einem vorteilhaften Tausche mit dem meinen zu benutzen. Nur der wütende Rote hatte es verstanden, sich an dem Wirte vorbeizudrängen und folgte mir schimpfend und schreiend auf die Straße.

Es war ein heller, sonniger Junitag, gegen Mittag. Die heißen Sonnenstrahlen brannten mir fast senkrecht auf das unbedeckte Haupt. Ich stülpte mir den Hut von der Straße auf den Kopf.

So schnell sich der Vorgang abgespielt, so hatte er doch genügt, um einen Auflauf zu verursachen, der sich zusehends vermehrte.

Der Rote war eben im Begriff, seinen Angriff auf mich zu erneuern, als ein Schutzmann, der die Scene von der nahen Straßenecke aus beobachtet hatte, herbeieilte.

„Was ist das hier für ein Auflauf! Bitte weiterzugehen, meine Herrschaften, weiter! Vorwärts, marsch, marsch!“

Das Erscheinen des Schutzmanns gab dem Pöbel das Signal zu einem allgemeinen Freuden- ausbruch. Ein ohrenbetäubendes Johlen und Pfeifen erhob sich.

„Sie beide folgen mir zur Wache,“ sagte der Schutzmann gereizt. „Na, wird's bald? Vorwärts zur Wache, vorwärts!“

Dabei legte er mir, als dem ihm Zunächststehenden, die Hand auf die Schulter.

In diesem Augenblicke drängte sich ein elegant gekleideter, vornehm aussehender Herr hastig durch die Menge —:

„Ernst, ist es möglich?! Ernst, bist du's wirklich?!“

Ich starrte ihm verständnislos, sprachlos ins Gesicht. Dann fuhr es mir wie ein Blitz, kalt und heiß zugleich, vom Scheitel hindurch bis zu den Zehen.

„Edgar!!“

Schrie ich wirklich auf oder stammelte ich diesen Namen nur tonlos vor mich hin? Ich vermag es nicht mehr zu entscheiden. Ich weiß nur, daß ich ein Gespenst vor mir sah, eine seltsame Sinnestäuschung erlebte. Aber das Gespenst blieb vor mir stehen, die Sinnestäuschung verflüchtigte sich nicht.

„Edgar — du? — du?“

„Um Gottes willen, Ernst, wie siehst du aus?“

Sein Blick glitt über mein Aeußeres, den befleckten Anzug, das zerknüllte, aufgerissene Hemd ohne Kravatte, den schäbigen, mit Straßenstaub beschmutzten Hut, und blieb dann auf meinem übernächtigen Gesichte haften. Einen Moment schien es mir, als wenn ein Ausdruck unwillkürlichen Ekels sich auf seine schönen, jetzt männlich gefesteten und etwas gebräunten Züge legte und seine Stirn sich faltete. Aber das schwand wie ein Schatten. Schon im nächsten Augenblicke hatte er mich unter den Arm gefaßt.

„Komm, Bruder!“ sagte er weich und liebevoll. Dann, sich besinnend, wandte er sich an den verblüfft dastehenden Schutzmann:

„Ich kenne diesen Herrn und verbürge mich in jedem Falle für ihn. Im übrigen“ — er zog ein elegantes Portefeuille aus der Brusttasche — „hier ist meine Karte.“

Der Schutzmann warf einen Blick auf die Karte, murmelte etwas von „amerikanischer Botschaft“, grüßte höflich und sah sich dann flüchtig nach dem Roten um. Doch dieser hatte den Zwischenfall benutzt, um sich unsichtbar zu machen, und der Schutzmann entfernte sich, zufrieden, weiterer Unbequemlichkeiten überhoben zu sein.

Mein Bruder winkte mit dem Stocke eine in der Nähe haltende Droschke heran. Die Menge, welche dieses Intermezzo mit neugierigem Staunen angegafft hatte, ließ uns auch gaffend, aber schweigend passieren. Ich nannte dem Kutscher meine Adresse, der Bruder schob mich in den geschlossenen Wagen und nahm neben mir Platz.

Der Wagen rollte davon.

Ein paar Minuten saßen wir in peinlichem Schweigen nebeneinander. Ich benutzte diese Pause, um mit der eifrigen Hilfe Edgars meine Toilette, so gut es eben gehen mochte, in Ordnung zu bringen. Endlich begann der Bruder:

„Nun sag' mal, Ernst, was war denn eigentlich los? — Na, jedenfalls habe ich wieder einmal kolossales Glück gehabt, denn ich war gerade unterwegs, um deine Adresse auszufundschaffen. In der alten Wohnung bist du ja schon lange nicht mehr, und in der zweiten konnte man mir keine Auskunft geben. — Wie kommt denn das: — du stehst ja gar nicht mehr im Adreßbuch? — Und nun mußt du mir gerade in den Weg laufen! Annie hat schon recht —: ich hab' wirklich ein ganz unverschämtes Glück!“

Er lachte zufrieden.

„So sehen wir uns wieder!“ Mehr wußte ich in diesem Augenblick nicht zu erwidern.

Verstand er mich nicht oder wollte er mich nicht verstehen?

„Nun, was denn? So oder so — ich hätte dich ja doch heute nachmittag aufgesucht. — Wenn ich dir auch einstmals versprechen mußte —“

„Edgar!“ stöhnte ich mit schmerzlicher Bitte.

„Ja, siehst du, — wir praktischen Leute da drüben haben über manches andere Ansichten als ihr hier. Und ich glaube auch, man thut kein Unrecht, wenn man ein Versprechen bricht, das man früher einmal unter Umständen und Voraussetzungen gegeben hat, die durch die Ereignisse längst überholt worden sind. Ich meine

eben, es giebt keine formelle Verpflichtung und kein konventionelles Gesetz, die uns zwingen müßten, gegen die klare Stimme unsers Gewissens oder unserer religiösen Ueberzeugung, gegen unser Herz und gegen unsere Vernunft zu handeln. Haben wir eine Verpflichtung übernommen, die sich später in offenen und ehrlichen Widerspruch zu unserer besseren Erkenntnis stellt, so war das eben nur ein Akt menschlicher Kurzsichtigkeit und Thorheit gewesen, und nichts wäre doch verkehrter, als wenn wir nun zu einem solchen Irrtum noch alle seine Konsequenzen hinzufügen wollten, die vielleicht unser und anderer Verhängnis werden könnten. Und alles das, nur um irgend einer konventionellen „Verpflichtung“ zu genügen, ein „Wort“ zu halten, „korrekt“ zu sein, oder dergleichen! Was nützt das schönste und korrekteste Rechenerempel, wenn die Voraussetzungen falsch sind? Man beweist dann doch weiter nichts als Unsinn.“

Er unterbrach sich, heiter auflachend.

„Ei du meine Güte! Was? Ich glaube gar, ich fange an zu philosophieren? Das ist doch sonst nicht mein Fall. — Aber, weißt du,“ fügte er, ernster werdend, hinzu, „als ich hier wieder den deutschen Boden unter den Füßen fühlte, die Luft der alten Heimat wieder einatmete, in die

alten — Verhältnisse mich wieder einlebte, da fiel es mir doch schwer aufs Herz, daß ich dir damals mein Wort gegeben hatte, dir nie wieder unter die Augen zu treten. Ich wäre wohl auch noch ein paar Wochen lang grübelnd und unschlüssig herumgeschlichen, wenn ich nicht den glücklichen Gedanken gehabt hätte, Annie in meine Skrupel und Zweifel einzuweihen. Denn, weißt du, — Annie — o die! — ja, die trifft immer das Rechte. Da kam ich aber schön bei ihr an! Weißt du, was sie sagte? Ob du denn mein Bruder seist? fragte sie ganz naiv. Na, gewiß doch! — Ob ich dich heute noch lieb und Sehnsucht nach dir hätte? Sehr. Ob ich noch Hazard spielte, Schulden machte und mich mit den schändlichen leichtsinnigen Weibern — hier wurde sie ordentlich grimmig — in den Kneipen herumtriebe? Nein, du weißt ja, schon lange nicht mehr, seitdem —. Da fiel sie mir aber ins Wort und sagte mir, ich müßte dann wissen, was ich zu thun hätte. Wenn „andere“ nicht wüßten, was sie zu thun hätten, dann seien diese anderen eben zu bedauern und ich könnte nichts dafür. Und dann fiel sie mir um den Hals, nannte mich ihren lieben, dummen, kleinen Jungen und sagte mir, ich sollte nun endlich einmal ein vernünftiger, erwachsener Mensch werden und mir die deutschen Kindereien

aus dem Kopfe schlagen. — Na, schließlich, mehr als mich hinauswerfen, konntest du ja nicht, und darauf wollte ich's schon ankommen lassen —. Mein lieber, guter, alter Ernst, endlich, endlich habe ich dich wieder!“

Und in überwullender Zärtlichkeit schloß er mich in seine Arme und küßte mich.

„Mein lieber, guter Ernst,“ wiederholte er. —

Was ich dabei empfand, wie könnte ich das wohl mit Worten ausdrücken! Den ich trotz seiner heißen, reinigen Bitten von meiner Schwelle gestoßen, dessen flehentlich ausgestreckte Hand ich in meinem falschen Ehrenstolze und Eigendünkel kalt zurückgewiesen, den ich in meines Herzens Härte ohne Gnade und Barmherzigkeit aus Heimat und Sippschaft über den Ozean gejagt hatte, in das Elend, in die Verzweiflung — wie ich das damals doch nur annehmen konnte —: der hatte mich jetzt gewissermaßen aus der Gasse aufgelesen, der trug mir nicht nur keinen Groll nach, — der nannte mich seinen lieben, guten Ernst!

„Mein lieber, guter Ernst!“ Heiß stieg es in mir auf. Wie glühendes Eisen durchbohrte es mich. Waren das nicht die Worte, mit denen auch Gertrud, die sterbende, die gemordete mich — gestraft hatte? Strafte mich Gott nicht abermals mit seiner Liebe statt mit seinem Zorne?

Hatte er nicht abermals meine Sünde in Segen gewandelt, indem er mir den Ausgestoßenen in der Fülle und Blüte geistiger und körperlicher Gesundheit wiedergab? Eine Sturmflut unsäglichlicher, grenzenloser Gefühle überwallte mich, durchwühlte wie ein reißender Sprudel den tiefsten Grund meines Innern und spülte mit elementarer Gewalt all' den Schlamm, all' das harte Gestein, all' die jammervolle Philosophie des Trostes und der Verzweiflung von meinem Herzen, die sich im Laufe unseliger Jahre daran festgesetzt hatten. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, ergriff ich die Rechte des Bruders und preßte sie mit meinen beiden Händen.

„Ach Edgar, Edgar!“ löste es sich endlich von meinen Lippen, „wenn du auch vergessen hast, ich habe nicht vergessen! Ich kann und werde nicht vergessen, wie ich dich an jenem Abend von meiner Schwelle jagte in die weite, fremde Welt, ins Elend, in die Verzweiflung, in —“

Er sah mich mit ungekünsteltem Erstaunen an. In diesem goldenen, sonnigen Herzen spiegelte sich alles von der besten und schönsten Seite, hatte kein finsterner Argwohn, keine grollende Rachsucht Raum.

„Elend? Verzweiflung?“ Er schüttelte verwundert den Kopf. „Aber offen gestanden, Ernst,

ich verstehe dich gar nicht! Wo ist denn hier irgendwie von Elend und Verzweiflung die Rede? Na, das müßtest du nur 'mal Annie sagen, daß ich an ihrer Seite in Elend und Verzweiflung lebe — ha, ha, ha, ein schnurriger Einfall, nimm es mir nicht übel, Ernst! — die würde dir schön den Kopf zurechtsetzen! Bist du denn nicht der eigentliche Urheber meines ganzen Glückes? Wem sonst verdanke ich es denn, wenn ich aus dem ganz bedenklichen Luderjahn von damals ein leidlich respektabler Mensch geworden bin? Und vor allem Annie! Hätte ich sie denn überhaupt jemals kennen gelernt, wenn du nicht ganz vernünftigerweise dem Schlendrian ein Ende mit Schrecken gemacht hättest? Doch ich rede immerzu von Annie und Annie, und du weißt ja noch gar nichts von ihr. Annie ist natürlich meine liebe, kleine Frau. Selbstverständlich. Wer sollte sie denn sonst sein? Ja, wenn die nicht gewesen wäre! — wer weiß, für welchen biederen Farmer der Union ich noch heute der Hortikultur obläge — zu deutsch: Wurzeln ausrodete und Rasenstücke!

„Das muß ich ja offen bekennen: In der ersten Zeit war ich recht erbittert gegen dich und fand deine Handlungsweise gegen mich hart, ja, mehr als hart: grausam. Aber später — da habe ich

dir oft im stillen recht von Herzen abgebeten. Ach, womit habe ich nur soviel Glück verdient!“

Während der Wagen durch die Straßen raselte, erzählte er mir in kurzen Umrissen seine Erlebnisse.

Der Anfang seiner Geschichte glich ganz derjenigen der meisten unserer Auswanderer aus der besseren Gesellschaft. Er verbrachte etwa ein halbes Jahr in New-York. Obwohl er sich tapfer hielt und es an Bemühungen nicht fehlen ließ, konnte er es doch zu keiner passenden Stellung bringen. Bald fiel er auch noch Beutelschneidern in die Hände, die ihm den einen Teil seines Barvermögens unter allerhand betrügerischen Vorspiegelungen ablockten und ihn dann den andern Teil im Spiel verlieren ließen, zu dem sie ihn nach langem Widerstreben durch allerlei raffinierte Künste zu verleiten gewußt hatten. Man bot ihm nun ein äußerlich glänzendes, sorgenloses Dasein, — als „Schlepper“, da man aus seiner stattlichen Persönlichkeit, seinen gewinnenden feinen Umgangsformen Kapital schlagen wollte. Er wies das Anerbieten entrüstet zurück und beschloß, die erste beste Arbeitsgelegenheit, die sich ihm bieten würde, zu ergreifen, mochte es auch die denkbar untergeordnetste sein. Im Nordwesten der Union wurden Arbeiter zur Anlegung einer neuen Bahn-

strecke gesucht. Er ließ sich mit anderen Leidensgefährten dorthin transportieren und war nun etwa ein Vierteljahr lang Bahnarbeiter. Nachdem diese Beschäftigung ihr Ende erreicht hatte, fand er in der Gegend ein Unterkommen als Gärtnergehilfe auf der Besitzung eines reichen New-Yorker Kaufmannes. Hier war es, wo er Annie kennen lernte.

„Hungern brauchte ich ja nicht,“ erzählte er weiter, „für Essen, Trinken, Kleidung und sonstige materielle Bedürfnisse war gesorgt. Es war auch gewiß eine angenehmere und edlere Beschäftigung, in dem wundervollen Parke, — in Deutschland würde man ihn Wald nennen — Erde zu schaufeln, Blumen zu pflanzen und Kies zu streuen, als in einem New-Yorker Restaurant als Kellner zu servieren, wie das ja so mancher meiner ehemaligen Standesgenossen aus hochadeliger Familie thun mußte. Ueberdies — Arbeit schändet ja nicht. Aber traurig war es doch, jahrein, jahraus, fern von allem gleichstehenden Verkehr, ohne jede geistige Anregung, untergeordnete physische Arbeiten verrichten zu müssen, vom glänzenden königlich preussischen Lieutenant zum ganz gewöhnlichen Gärtnerburschen herabgesunken zu sein, den jeder beliebige Aufseher nach Belieben anschmauzen durfte. Und keine irgend wahrschein-

liche Aussicht, daß es jemals viel besser werden könnte! Günstigstenfalls konnte ich es einmal irgendwo zum Obergärtner bringen und dann vielleicht nach 10 oder 20 Jahren ein kleines Kapital erspart haben. Und dann — das Heimweh, das Heimweh! Ach, Bruder, ich hatte manchmal Stunden, wo ich wünschte, daß der grüne Rasen, den ich da eben mit der Schaufel aushob, mich selbst bedeckte! So saß ich denn an einem Sommerabend in einem entlegenen Teil des Parks am Ufer des Flusses, der ihn begrenzte, hatte mich an einen Baumstamm gelehnt und dachte und träumte. Dachte an mein ganzes voriges Leben, an unsere lieben Eltern auf dem Kirchhof in der fernen, fernen Heimat, an dich, an die schönen Tage meines Offizierslebens und an die traurige Gegenwart und Zukunft. Es war ein wundervoller Abend. Die riesengroße, blutrote Sonnenscheibe tauchte in den mächtigen Wipfeln der Bäume unter und warf ihren roten Schein über den Fluß, der klar und ruhig unter mir dahinzog. Neben mir lag mein Revolver; die Besingung war nicht allzuweit von der Bahnlinie entfernt, und man konnte immer auf den Besuch von allerlei verdächtigem Gesindel gefaßt sein, von verirrtten wilden Tieren ganz zu schweigen. In Gedanken versunken, nahm ich ihn in die

Hand, spielte mit ihm und untersuchte ihn schließlich. Ich mußte vergessen haben, neue Patronen hineinzustecken, denn der Revolver war nicht geladen. Und ich dachte daran, wie doch schon so mancher mit diesem kleinen Dinge allen seinen Leiden ein Ende gemacht hat. Wie schön mußte es sein, in dieser feierlichen, hehren Abendruhe zum ewigen Frieden einzugehen. Wie mochte einem dabei wohl zu Mute sein, wenn man auf diese Weise Abschied vom Leben nahm? Ich träumte mich in eine solche Lage hinein. Jetzt spanne ich den Hahn, jetzt setze ich den Lauf vor meine Stirn, werfe dann noch einen letzten Blick auf den rotgoldig schimmernden Fluß, die Hügel und Baumriesen da drüben, und jetzt — drücke ich — —

„Sie schlechter Mensch, was thun Sie denn da?“ erscholl jetzt plötzlich dicht neben mir eine ganz entsetzte Frauenstimme. „Gleich geben Sie her!“ Und in demselben Augenblicke flog auch schon mein schöner Revolver in einem weiten Bogen flatschend in den Fluß.

Eine liebreizende Mädchengestalt stand vor mir, noch ganz verwirrt und fassungslos vor Schreck. So trübselig ich auch gestimmt war, ich konnte doch nicht umhin, die Situation einigermaßen humoristisch zu finden.

„Ach, Miß,“ sagte ich vorwurfsvoll mit melancholischem Lächeln, „warum haben Sie das gethan? Er war ja gar nicht geladen! — Und,“ fügte ich mit aufrichtigem Bedauern hinzu, — „und kostet bare fünf Dollar!“ Ich sandte einen wehmütigen Blick zu der Stelle, wo der gute Freund eben in den Fluten versunken war. Jetzt konnte ich mir einen neuen anschaffen, und fünf Dollar waren für meine Verhältnisse kein Spaß.

„Nicht geladen?“ fragte sie, zuerst ganz erstaunt. Gleich darauf aber sprühte schon der Zorn aus ihren Augen.

„So haben Sie mich also nur erschrecken wollen? Ja, gewiß, Sie haben mich von weitem kommen sehen und wollten sich mit mir einen häßlichen Scherz erlauben! Das verzeih' ich Ihnen aber nicht, das werde ich Papa sagen! Wie? Sie lachen mich noch aus? Oh, oh, Sie sind ja ein ganz — ganz — frivoler Mensch! Aber warten Sie nur, ganz gewiß werde ich's Papa sagen!“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ich hatte wirklich lächeln müssen.

„Nein, Miß,“ beteuerte ich treuherzig, „ich habe Sie weder kommen sehen, noch wollte ich Sie erschrecken, noch würde ich mir erlauben, Sie auszulachen. Ich glaube auch, kein ganz frivoler Mensch zu sein — früher vielleicht —“

„Lügen Sie nicht! Wozu hätten Sie sich denn sonst einen ungeladenen Revolver auf die Stirn gesetzt?“

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke, sagt ein großer deutscher Dichter, —“ begann ich sehr erhaben, wurde aber an der Fortsetzung meines deutschen Aufsatzes sofort verhindert.

Sie stampfte ungeduldig mit dem Füßchen auf die Erde.

„Ich will durchaus nicht wissen, was große deutsche Dichter sagen — was geht Sie das überhaupt an? —“ sie maß mich mit verachtungsvoll sein sollenden Blicken — „sondern warum Sie sich den Revolver auf die Stirn gesetzt haben? — Am Ende war er doch geladen?“ forschte sie mit einem Blick, aus Mißtrauen und Teilnahme gemischt.

Ich versuchte es, ihr meine Stimmung zu vergegenwärtigen. Dabei mußte ich natürlich auf meine früheren Schicksale zurückgreifen. Sie hörte mir aufmerksam zu, und aus ihren klugen Augen leuchtete teilnehmendes Verständnis. Auch ließ sie mit Kreuz- und Querfragen nicht eher nach, als bis sie so ziemlich alles aus mir herausgeholt hatte, was ich selbst nur über mein Leben wußte.

„O, mein Herr,“ meinte sie endlich voll herzlichen Mitgeföhls, „das ist ja recht, recht traurig.“

Natürlich muß Papa alles wissen. — Wie heißen Sie, mein Herr?“

Sie reichte mir zum Abschied die Hand und entfernte sich. Unterwegs wandte sie sich noch einmal um und nickte mir freundlich zu.

Auf diese Weise machte ich Bekanntschaft mit Miß Annie Steffens, der einzigen Tochter des verwitweten Mr. John Steffens, alleinigen Inhabers der Bankfirma Steffens, Brooker u. Cie., New-York. Mein Glück war also sozusagen aus dem Revolver geschossen und noch dazu aus einem ungeladenen.

Am nächsten Tage erhielt ich Gewißheit, daß „Papa“ in der That aus bester Quelle informiert worden war und „alles wußte“. Er beschied mich zu sich, eröffnete mir, daß seine Tochter ihn für mich interessiert habe, und daß es schade sei, wenn ein gebildeter Mensch, der vielleicht Besseres kann, mechanische Arbeiten verrichten muß, obwohl — wie er mit Nachdruck bemerkte — jede anständige Arbeit ehrenvoll sei. Wenn ich nun auch „nur Offizier“ gewesen und daher „natürlich“ für einen „nützlichen“ Beruf vorläufig gänzlich untauglich sei, so wolle er doch sehen, ob sich aus mir nicht doch noch etwas Brauchbares machen ließe. Vorläufig sollte ich mich als seinen Privatsekretär betrachten und mein Domizil im Herrenhause auf-

schlagen. Zum Herbst würde, wie immer, nach New-York übergesiedelt werden, wo er mich in seinem Geschäft placieren wollte. Schließlich überreichte er mir noch lächelnd einen kostbaren neuen Revolver „als Ersatz“ und mit der beherzigenswerten, wenn auch nicht gerade originellen Mahnung, niemals mit Schießgewehr zu spielen, da es am Ende doch geladen sein könne.

So war ich denn vom Gärtnerburschen zum Privatsekretär avanciert und Haus- und Tischgenosse Miß Annies geworden, der ich in meinen Mußestunden bei Spazierritten, Bootpartieen und dergleichen Gesellschaft leisten durfte. Was soll ich über unseren Liebesroman noch weiter erzählen? Eigentlich war ja von nun an gar nichts Romantisches dabei, keine Spur von deutscher Sentimentalität, die Annie im höchsten Grade zuwider war, weil sie solche für unwahr und lächerlich hielt. Mein Prinzipal war ein prächtiger alter Herr, der nur die eine unangenehme Gewohnheit hatte, furchtbar laut zu schreien, wenn ihm irgend etwas nicht nach Sinn war. Wahrscheinlich hatte er diese Gewohnheit, gegen welche Annie einen hartnäckigen, aber erfolglosen Krieg führte, von seiner Börsenthätigkeit hinübergenommen. — Ich kann wohl sagen, daß ich tüchtig gearbeitet und mein Brot redlich verdient habe,

so daß ich heute ein ganz routinierter Kaufmann bin. Meinen alten Leidenschaften verfiel ich nicht wieder, nur einmal hatte ich mich in einem New-Yorker Klub zu einem, freilich ganz harmlosen Jeu verleiten lassen. Das hatte aber so entsetzliche Folgen, daß ich von dieser Passion ein für allemal kuriert wurde. Annie hatte auf irgend eine Weise Wind davon bekommen, und ich mußte reumütig beichten. Nach einer ganz schrecklichen Katastrophe wurde mir eine dreimonatige Poenitenz auferlegt, während welcher mich Annie mit schweigender, aber grenzenloser Verachtung strafte. Meine inständigen, herzerreißenden Bitten und sonstiges Wohlverhalten bewirkten endlich einen Straferlaß, und ich wurde wieder in Gnaden aufgenommen, nachdem ich ihr auf den Knien einen furchtbaren Eid: nie wieder eine Karte anzurühren, nachgesprochen hatte. Ich habe ihn treulich gehalten und würde mich lieber rädern lassen, als ihn jemals brechen, das steht fest.

Der Alte war natürlich weder blind, noch auch sonderlich begeistert von der Idee, einen armen Schlucker, wie mich, zum Eidam zu bekommen. Er hatte mit seiner einzigen Annie, seinem geradezu vergötterten Liebling, ganz andere Rosinen im Kopf. Aber schließlich hatte ich doch

sein Wohlwollen, er mußte mich gerechterweise als tüchtigen, arbeitsamen Menschen anerkennen, der seine Annie nicht weniger treu und heiß geliebt haben würde, wenn sie die Tochter eines armen Arbeiters gewesen wäre. Und dann, weißt du, — was Annie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, das führt sie auch durch, davon sei überzeugt, du wirst sie ja kennen lernen. Als ich mich endlich zu einer Vertrauensstellung in dem großen Hause emporgeschwungen hatte und mit ihrer Einwilligung meine Werbung anbringen durfte, schrie der Alte zwar wieder ganz entsetzlich, da trat aber Annie plötzlich ins Zimmer. Sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und sagte ganz unbefangen schmollend:

„Pfui, Papa, du schreist ja wieder so gräßlich! Wie oft hast du mir schon versprochen, nicht mehr so greulich zu schreien! Schäme dich doch, lieber alter Papa. — Ich mag nun einmal keinen andern!“

Der Alte war zuerst ganz starr. Als sie ihm aber nun um den Hals fiel und ihn herzlich abküßte, war er völlig entwaffnet. Er hatte es ja, wie ihm zur rechten Zeit einfiel, „wirklich nicht nötig“, bei seinem künftigen Schwiegerohn auf Geld zu sehen, und machte mir als enragierter Patriot nur die Bedingung, daß ich auch im

Staatsdienste irgend eine repräsentable Stellung einnehmen solle, um meiner Frau auch äußerlich eine Position zu bieten. So brachte er mich denn durch seinen kolossalen Einfluß in der diplomatischen Karriere an. Um nun endlich einmal die alte Heimat und dich, lieber Ernst, wiederzusehen, ließ ich mich unserer Botschaft attachieren und — na, und so bin ich wieder hier.“ —

Wir waren bereits etwa eine halbe Stunde gefahren und hatten uns inzwischen meiner Wohnung genähert. Da durchzuckte mich der peinliche Gedanke, daß Edgar ja nun erst das ganze Elend kennen lernen würde, in das ich inzwischen hinabgesunken war. Konnte ich ihn, in dem noch die Vorstellung von meinem früheren glänzenden Heim lebendig sein mußte, in die dumpfe, ärmliche Stube führen, die ich nun bewohnte; unter alle die sprechenden Zeugen eines wüsten, unregelmäßigen, erbärmlichen Daseins? Und gleich am ersten Tage unseres Wiedersehens? Nein, das war unmöglich. Ganz abgesehen von meiner eigenen Beschämung, durfte ich ihm das nicht anthun.

„Verzeih, Edgar,“ unterbrach ich sein heiteres Geplauder, „wir werden uns nun doch für heute trennen müssen. Ich bin nun ganz in der Nähe meiner Wohnung und kann mich in diesem Auf-

zuge unmöglich dort sehen lassen, muß zuerst in einem Friseurladen etwas Toilette machen und nachher ein wenig ausruhen. Ich fühle mich sehr angegriffen und müde, todmüde. Nimm es mir nicht übel, Edgar — morgen vormittag komme ich ja zu dir.“

Der Gedanke, mich so bald schon wieder verlassen zu müssen, betrückte ihn augenscheinlich.

„Das ist aber schade! So bald schon!“ rief er bedauernd. „Doch, wie du bestimmst, Bruder. — Uebrigens“, er sah nach der Uhr — „du hast vielleicht recht — Annie wird vielleicht auch schon — —“ Er lächelte etwas verlegen.

Wir hielten. Er nannte mir seine Adresse und wir nahmen herzlichen Abschied. Die Droschke, die uns hergebracht hatte, machte kehrt und fuhr mit ihm wieder zurück.

Nachdem ich bei einem mir bekannten Friseur meine Toilette in Ordnung gebracht und sie in einem Geschäft nebenan vervollständigt hatte, wandte ich mich meiner Wohnung zu. Unterwegs verspürte ich rasenden Hunger. Kein Wunder, ich hatte ja schon seit einigen Tagen so viel wie nichts gegessen. Ich trat in das erste beste Restaurant. Es machte einen leidlich anständigen Eindruck, war aber jedenfalls dritten oder vierten Ranges. Der schmale, in die Tiefe gezogene,

längliche Raum empfing durch das eine Schaufenster nur notdürftiges Licht, die Luft war dumpf und roch scharf nach ranzigen Fetten.

Ich verlangte die Speisefarte. Der Mittagstisch hatte soeben begonnen — 40 Pfg. mit Bier und dazu 3 Gänge! So billig hatte ich noch nie gespeist. Man brachte mir die Suppe. Nach einigen Löffeln schob ich sie zurück; der widerwärtige Talggeschmack war gar zu aufdringlich. Nicht besser ging es mir mit der folgenden Fleischspeise. Trotz meines Hungers war es mir unmöglich, mehr als ein paar Bissen hinunterzuwürgen. Wer weiß, woher dieses Fleisch genommen war und was mit ihm geschehen sein mochte! Ich gab es auf, meinen Hunger auf diesem Wege zu stillen und bestellte mir ein paar belegte Butterbrote. Daran wenigstens konnte doch nicht allzuviel verdorben werden.

Nachdem ich mich zur Not gesättigt, überschaute ich das Lokal. Es hatte sich inzwischen ziemlich gefüllt. Ich ließ meine Blicke über die einzelnen Gäste gleiten. Dort, an dem ovalen Tisch nahe dem Eingange, saß ein altes Mütterchen, sehr sauber gekleidet, aber ärmlich, sehr ärmlich. Vielleicht die Witwe eines kleinen Kanzleibeamten, Briefträgers oder dergleichen, die nach dem Gatten auch ihre Kinder in die Gruft gesenkt hatte und nun ihre kleine Pension allein

verzehren mußte? Am andern Ende der Tafel löffelte ein Knabe von etwa 10—12 Jahren seine Suppe. Er war blaß und mager und blickte ernst und verständig vor sich hin. Keine Spur von Knabenhafter Fröhlichkeit, alles ruhig, manierlich und gemessen an ihm. Das Köcklein war sauber gebürstet, aber fadenscheinig. Wahrscheinlich ein Waise anständiger Eltern, Lehrling in irgend einem Geschäft. Und beide, das Mütterchen und der Knabe, aßen mit sichtlichem Appetit die Gerichte, die ihnen der Kellner auftrug, und die ich kaum hatte in den Mund nehmen können. Und alle die anderen Gäste aßen mit demselben Appetit, mit demselben Genuß.

Der Tisch schräg gegenüber an der andern Wand, unweit des Buffets, mußte wohl der Stammtisch sein, denn es befand sich hinter ihm ein Sofa mit schwarzem Wachstuchüberzuge. Auf dem einen Ende des Sofas saß ein junger Mann von etwa 20—24 Jahren. Vielleicht Kommis in einer Kolonialwarenhandlung? Er hatte soeben seine Mahlzeit beendet und steckte sich eine Cigarre an. Jetzt lehnte er sich bequem in die Ecke des Sofas zurück, streckte die Beine behaglich von sich, blies den Rauch der Cigarre vor sich hin und ließ seine Blicke durch das Lokal schweifen. Und wie blickte er! Mit einer gewissen wohlwollenden Herab-

lassung und trägen Befriedigung, mit einem tiefinnigen, stolzen Behagen. Ja gewiß, er fühlte sich recht als ein Schlemmer und Prasser, dieser junge Mensch in seiner Siesta, nach dem Menü von „40 Pfennig mit Bier“ und mit seiner 3-Pfennig-Cigarre, deren übelriechender Qualm sich zu mir hinzog und meinen Geruchssinn beleidigte. Nur ab und zu ließ er sich herbei, zu dem Skat, das neben ihm gespielt wurde, einige Bemerkungen zu machen, indem er, ohne seine bequeme Lage im mindesten zu verändern, dem Nachbar in die Karten schaute. Das klatschende Aufschlagen der Karten auf den Tisch und das hin und wieder triumphierende Pfeifen eines der Spieler, der offenbar im Gewinnen war und mit piffigem Lächeln vor sich hin blinzelte, waren auch die einzigen lautereren Geräusche in der Gaststube. Alles ging ruhig und höchst anständig zu; alle diese Gäste trugen saubere bürgerliche Kleidung, kein einziger besleckter Arbeitskittel oder Droschkenfutschermantel war sichtbar. Das waren alles Leute aus dem kleinen und kleinsten Mittelstande; so „klein“ aber auch dieser Stand war, so zähe klammerten sich diese Armen an ihn, so sehr sträubten sie sich dagegen, in das „Proletariat“, in den „vierten Stand“, hinabzusinken. Denn arm waren sie gewiß alle, und kaum einer von

ihnen mochte über ein Einkommen verfügen, wie es etwa ein gutbezahlter Maurer oder Zimmermann erreicht, der seine Mahlzeit in der Destillation einnimmt, eine Mahlzeit, die wahrscheinlich besser und kräftiger war als diese hier, und gewiß auch nicht billiger. Nein, in der „Destille“ mit „gewöhnlichen Arbeitern“, Kutschern u. s. w. zu verkehren, das kam diesen Leuten nicht in den Sinn. Sie wollten in einem „anständigen Restaurant“ und in „guter Gesellschaft“ speisen. Nicht alle waren so vergnügt, wie die hier am Stammtisch. Die meisten Gesichter trugen jene charakteristische Erschlaffung, jenen müden, harmvollen Ernst zur Schau, die das Produkt von Sorge, Glend und Ueberarbeitung sind. Aber in dieser Stunde waren sie zufrieden und sie wären glücklich gewesen, wenn sie die Bürgerschaft gehabt hätten, daß sie ihr Leben lang so gut zu Mittag speisen würden wie heute.

Und ich? Als ich diese abgehärmten Gesichter anschaute; als ich sie mit so vielem aufrichtigem Genuß diese für mich gänzlich ungenießbaren Speisen verzehren sah und mir eine Vorstellung von ihrem ganzen täglichen Dasein machte, da überkam mich ein seltsames, längst vergessenes oder vielleicht auch noch nie gekanntes Gefühl von Scham, Mitleid und Rührung. Ich konnte, was

— günstigsten Falles — die tägliche Kost dieser Menschen war, nicht einmal über meine Lippen bringen. Das Geld aber, das genügt hätte, um vielleicht die Hälfte der Anwesenden für Jahre glücklich zu machen, hatte ich mit vollen Händen in der nichtswürdigsten Weise vergeudet, in den Kot geworfen. Und wie leicht waren diese Menschen glücklich zu machen! Hatte ich jemals in den feinsten und teuersten Restaurants zufriedenerer Gesichter bei Tische gesehen als diese hier? Konnte man nach einem fürstlichen Diner noch behaglicher und stolzer in die Welt schauen als dieser Schlemmer des 40-Pfennig-Tisches? Und war der Stolz nicht rührend, mit dem die Armut ihr Kleid in Ehren hielt, das dürftige, fadenscheinige Röckchen sauber bürstete, um der Verachtung ebenso zu entgehen wie dem Mitleid? O, um wie viel edler ist die verschämte, stolze, schweigende und leidende Armut, als das wüste, freche Geschrei des sogenannten „Proletariats“, der Armut von Profession, die ihr Elend prahlend auf den Gassen ausstellt und in den öffentlichen Blättern abmalt, mit dem Schmutz auf ihren Lumpen liebäugelt und doch die tausend Rücksichten und Bedürfnisse nicht kennt, die das Ehrgefühl der verschämten Armut auferlegt? Ja, Ehrgefühl war es, was diese hier an ihrem bürgerlichen Stande festhalten

ließ, sie verhinderte, von der Stufe, auf die sie die Geburt gestellt, eine Sprosse tiefer herabzusteigen, und dieses sociale Ehrgefühl — das fühlte ich — war besser und echter, war mit unvergleichlich größeren Opfern verknüpft, als so manche für unantastbar geltende conventionelle Form in den obern Schichten der Gesellschaft. Ja, dachte ich, wenn noch alles wäre wie früher, dann wüßte ich, an welchem Ende ich meinen Teil der socialen Arbeit beginnen soll.

Ich zahlte und ging. —

Auf dem Platze, an dem ich vorüber mußte, um in meine Straße zu gelangen, stand eine kleine, ziemlich ärmliche Kirche. Mein Blick blieb auf einem Schilde haften, das unter dem Säulenportal vor dem Eingange hing. Es standen darauf mit schwarzer Schrift auf weißem Grunde die Worte: „Die Kirche ist für jeden, der zu stiller Andacht eintreten will, von 12 Uhr mittags bis 7 Uhr abends geöffnet.“ Und über der Eingangspforte las ich: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Mir war, als zögen mich unsichtbare Hände, mein Herz war übervoll, — wem sollte ich es ausschütten? Unwillkürlich stieg ich die zwei oder drei Stufen zum Portal hinauf. Ich befand mich vor dem Eingange.

Da durchschauerte mich der Gedanke: Darfst du so diesen Raum betreten? Unmittelbar fast aus der Lasterhöhle kommend, mit den Spuren einer durchwüsteten Nacht auf den Zügen, das Hirn noch durchbraust von den Nachwehen des Alkohols? Und wieder las ich: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ Ach, ich war mühselig und beladen!

Ich betrat den Flur. Einige kleine Mädchen standen dort, Kinder aus dem Volke, sauber, aber ärmlich gekleidet, mit blassen, mageren Gesichtchen. Sie sahen mich mit erstaunt fragenden Blicken an und wichen mir artig aus.

Geräuschlos öffnete ich die Thür zum Innenraum und entblößte mein Haupt. Mein erster Blick fiel auf den Altar. Da breitete am schwarzen Kreuze der vergoldete Christus seine Arme aus. Die ersten 4—5 Bänke links waren mit kleinen Mädchen besetzt, vor und neben ihnen schritt ein blutjunger Prediger in der Amtstracht auf und ab. Seine Fragen und Belehrungen wechselten mit den hellen Stimmchen der Kinder ab. Es war wohl eine biblische Unterrichtsstunde. Der übrige Raum der Kirche war leer.

Ich setzte mich auf die letzte Bank. Nicht aus Zufall, nicht aus irgendwelchen äußerlichen

Gründen, sondern aus einem klaren, bewußten Gefühle grenzenloser Demut heraus.

Dicht neben mir an der Wand befand sich der Almosenkasten. Ein tiefes Bedürfnis, zu opfern, erfüllte mich. Ich zog mein Portemonnaie und suchte nach dem größten Geldstück. Es befand sich darin außer verschiedenen kleinen Münzen nur noch ein Thaler. Leise wandte ich mich um, heimlich wollte ich das Geld in den Kasten werfen. Aber der Thaler fiel rasselnd mit lautem Gepolter in den leeren Kasten. Ich erschrak und schämte mich. Und ich erschrak und schämte mich noch mehr, als die Kinderſchar und auch der Pastor ihre Köpfe zu mir hinwandten. Ein elender Thaler — und ſo viel Seelen haben es geſehen! Aber das war nur ein Augenblick. Gleich darauf nahm der Unterricht ſeinen Fortgang.

Ich ſaß und ſann. Seit meiner Einſegnung hatte ich keine Kirche mehr betreten. So war ich wiedergekommen! In meine Gedanken miſchten ſich die Stimmen der Kinder; was ſie ſagten, konnte ich nicht verſtehen, nur die hellen, feinen Stimmchen hörte ich. Und ich gedachte an das Wort: „Wahrlich, ich ſage euch, es ſei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Und ich

sah mich selbst wieder als Kind, unschuldig und fromm wie diese, vor deren reinen Blicken nun mein Gemüt in tiefer Scham erglühte. Dann kam die Konfirmation. An einem frühen, dunkeln Wintermorgen hatte mich der Vater im verdeckten Schlitten zur Kirche des einige Meilen entfernten Städtchens begleitet. Vor dem Schlitten brannten die Laternen, ihr matter Schein fiel in die Kutsche und auf den Schnee zu beiden Seiten, der unter den Schlittensohlen knirschte. Es ging durch den Wald, stumm grüßten am Wege die Reihen der schneebedeckten, in dunkelgraue Dämmerung gehüllten Tannen. Und es war so feierlich, so schön, so unaussprechlich schön! Und dann kniete ich vor dem prunklosen Altar des hölzernen Kirchleins und nahm gläubig das heilige Abendmahl. Und neben mir kniete ein zerlumpter Bettler, und wir tranken aus demselben Kelche, der feingekleidete Sohn des hochgeachteten Gutsherrn und der zerlumpte Bettler. Wie demüthigte er sich in allen seinen Gebärden, wie schien er gleichsam um Verzeihung dafür zu bitten, daß er sich herausnahm, mit mir zusammen den Leib und das Blut des Herrn zu nehmen! Aber er hatte ja nichts weiter auf Erden, als seinen Heiland.

Andere Zeiten kamen. Es kamen früh der grüblerische, fressende Zweifel — und dann der

Zusammensturz, der ungeheure Zusammensturz! Da lag das Heiligtum in Trümmern, verzweifelnd stand ich vor ihnen. Ich war nahe daran, meinem Leben ein Ende zu machen, denn das Leben hatte ja nun jeden vernünftigen Zweck verloren. Aber ich raffte meine Kraft zusammen, schüttelte den Staub von meinen Füßen und wandte mich zornig und trotzig von den heiligen Trümmern neuen Ländern zu. Ich fühlte mich namenlos, unerhört betrogen und verhärtete mein Gemüt. Nie wieder wollte ich glauben, was nicht zwingend bewiesen war mit den eisernen Klammern der Wissenschaft und Logik. Auf eigenen Füßen wollte ich stehen, auf dem granitenen Grunde der Wissenschaft, frei, fest und stolz. Starke Naturen brauchten weder Gott noch Götter. Möchte Edgar seinen Kinder glauben bewahren, ich wollte seinen glücklichen Wahn nicht zerstören, aber ich belächelte mitleidig diesen Wahn. Recht und Ehre und Pflicht, der kategorische Imperativ — das sollte fortan mein Evangelium sein. Es war frostig, dieses Evangelium, aber weshalb mußte denn das Wahre auch schön sein? Die Wahrheit ist weder gut noch böse, weder schön noch häßlich — sie ist Wahrheit.

Zwar mein Herz konnte ich nicht ertönen; ich liebte den Bruder mit zärtlichem Stolze, ich liebte

Gertrud tief und innig — nach meiner Art. Aber mit dem Glauben hatte ich die Demut verloren; ich ward hochmütig in meiner Selbstgerechtigkeit, hart und unerbittlich in meinem Urtheil, und was zwischen die Mühlsteine meines subjektiven Wissens und Wollens geriet, das mochte zermalt werden. Mein Thun und Lassen lag offen vor jedermanns Augen, jedermann konnte darüber richten, also durfte ich auch richten. Das war mein Recht. Mochte jedem nach seinem Rechte geschehen. Für den Schwachen, den Irrenden und Strauchelnden hatte ich nur Verachtung. Warum irrte und strauchelte ich denn nicht? Wollen ist alles, wer aber nicht wollen will, verdient keine Schonung. Und bei aller meiner Wissenschaft und Gelehrsamkeit vergaß ich jene unglücklichsten aller Menschen, die nicht wollen können, — wenigstens aus eigener Kraft nicht. Für die doch so begründete Theorie von den „Krankheiten des Willens“ hatte ich nur überlegenes Lächeln.

So stieß ich den eigenen Bruder von meiner Schwelle, weil er gefallen war und sich nicht erheben konnte. An das Erlöserwort dachte ich nicht: „Und wenn dein Bruder siebenmal des Tages an dir sündigen würde und siebenmal des Tages wiederkäme und zu dir spräche: Es reuet mich, so sollst du ihm vergeben.“ Und wenn ich

schon daran dachte, — das war ja etwas Unmögliches, — unausführbar, wie so viele anderen Vorschriften des „Nazareners“. — Unausführbar, — weil die Menschheit noch nie den ernstlichen Versuch gemacht hat, nach diesen Vorschriften zu leben, diesem Joche sich zu beugen, das doch sanft ist, und diese Last sich aufzuladen, die doch leicht ist!

Und dann — dann kam es, wie es kommen mußte, wie es Gertrud in den einsamen, kummervollen Nächten ihres Siechtums mit dem Scharfblick der Sterbenden sich zurechtgelegt und mir erklärt hatte. Der Fluch der einen bösen That gebar fortzeugend Böses. Die beleidigte Stimme des Gewissens, der gewaltsam zurückgedrängte Schmerz um den verlorenen, verstoßenen Bruder erzeugten neuen Trotz, neue Härte, neue Grausamkeit; diese aber bereiteten das Feld, aus dem die Saat des Argwohns in geilen Halmen empor schoß. Da tötete ich in frevelhafter Verblendung den Freund, da mordete ich mit langsamer Grausamkeit die treue, schuldlose Gattin. Und da Gott den ungesühnten Frevel nicht auslöschen, und den Kelch, den er mir selbst bereitet, nicht von meinen Lippen nehmen wollte, da verfluchte ich ihn! Nun aber fiel ich, ohne Glauben und ohne Buße, der Verzweiflung in die Arme, und in der Verzweiflung

vernichtete ich selbst, worauf ich einst so siegestrozig gepocht: meinen Stolz, mein aufrechtes Pflicht- und Ehrgefühl, mein ganzes neues Evangelium. Womit konnte ich nun noch den Menschen entgentreten? Was blieb mir nun noch, um vor ihnen zu prunken? Ich mußte mich schämen vor den Aermsten im Volke, die im bitteren Kampfe um ihr elendes Dasein doch ihre Schuldigkeit thaten, ihr Ehrgefühl bewahrten und mutig den Platz behaupteten, auf den ihr Geschick sie gestellt hatte. Ich mußte meine frechen Blicke senken vor den reinen Augen dieser Kinder. Den ich verstoßen und erniedrigt, den hatte Gott auf die Sonnenhöhen des Glücks emporgehoben, — ich aber bettelte als der Aermste der Armen vor der Schwelle Seines Hauses!

War das ein Spiel des Zufalls? Das Zufall?! — —

Durch die hohen Fenster des Gotteshauses brach die Nachmittagssonne. Jetzt weilte sie über dem Altare, küßte mit ihren Strahlen die Wundenmale des Gefreuzigten, leuchtete über seinem Angesichte und umspielte seine Lippen. Und da sah ich den Heiland lächeln durch seine Schmerzen, und weit, weit öffnete er seine Arme, als winkte er mir. Und da gedachte ich der Worte des greisen Predigers an Gertruds Bahre:

„Glaube, mein Bruder, an dieses Lächeln, glaube an das Lächeln der ewigen Liebeshuld, und der Herr wird sich auch deiner erbarmen, und er wird ein Licht anzünden in deinem Innern, das über die dunkeln Klüfte und Abgründe deines Lebens leuchtet, auf daß du, rückwärts schauend, erkennest, daß seine Hand dich weise geführt hat, daß er bei dir gewesen ist, ob du gleich wandertest im finstern Thale, und daß er dich nicht verstoßen hat, wo du ihn doch verstießest, und dich gesegnet hat, wo du ihm fluchtest!“

Das Licht in meinem Innern war angezündet und leuchtete. Ich sah, daß seine Hand mich weise geführt. Denn durch die dunkeln Klüfte und Abgründe meines Lebens hatte er mich wunderbar zu sich zurückgeführt, meinen Fluch hatte er in Gebet gewandelt und meine Sünde in Segen. Ich barg mein Gesicht in den Händen und schluchzte. Und ob ich gleich mein Gesicht in den Händen barg, so sah ich doch den Heiland lächeln durch seine Schmerzen und sah seine Arme weit, weit nach mir ausgebreitet . . .

O Mitleid, tiefster Quell der Liebe! O Mitleid, welterslösendes, das noch am Kreuze durch Thränen lächelnd sich erbarmt! —

Ich nahm es kaum wahr, wie die Kinder nach

beendetem Unterricht an mir vorüberschlichen, auf den Zehen, mitleidig-neugierige Blicke auf mich werfend, — leise, ganz leise. Der junge Pastor mochte ihnen wohl einen Wink gegeben haben. Er folgte als Letzter. Ich bemerkte, wie er einen Augenblick unschlüssig neben mir stehen blieb, fühlte seine Blicke teilnehmend auf mir haften. Aber er dachte wohl: Mit dem redet Gott, da ist Menschenwort übrig. Und er wandte sich und ging — leise, ganz leise . . .

Ich war allein im Gotteshause. Und ich weinte, weinte — Thränen unendlichen Schmerzes, unendlicher Seligkeit . . .

Meine Stunde war gekommen.“

Tiefes Schweigen herrschte eine Minute lang im Zimmer. Dr. Günther schob die vor ihm liegenden Blätter etwas zurück, stützte den Ellenbogen auf den Tisch, lehnte sein Haupt auf die Hand und blickte unter ihr selbstvergessen vor sich hin.

Dann nahm er wieder das Wort:

„Der Rest ist bald erzählt. Am nächsten Tage besuchte ich Edgar. Er hatte von meiner Geschichte wohl die äußeren Umrisse erfahren, soweit sie in der Deffentlichkeit mehr oder weniger bekannt geworden war. Erst durch mich erfuhr er die volle Wahrheit. Ich erzählte sie in Gegen-

wart seiner Gattin. Es war eine kleine, hübsche Blondine, deren energisch ausgeprägtes Kinn und fest aufeinandergeschlossene Lippen eine tüchtige Dosis Willenskraft verrieten. Unwillkürlich mußte ich sie mit meiner seligen Gertrud vergleichen. Sie war ganz, ganz anders als diese, hatte nichts von deren königlicher und doch so weich hingebungsvoller Erscheinung, war in ihrem ganzen Wesen degagiert, praktisch, entschlossen, kurz Amerikanerin. Aber sie gewann meine Sympathie mit den ersten ruhigen, freundlichen und offenen Worten. Sie machte kein Hehl daraus, daß ihre Gesinnungen gegen mich miteinander im Streite lagen. Theils war sie mir dankbar, weil sie mich als die letzte, wenn auch unfreiwillige Ursache ihrer Bekanntschaft mit Edgar betrachtete; auch hatte dieser das Mögliche gethan, um sie für mich einzunehmen. Andernteils hegte sie einen stillen Groll gegen mich wegen der Härte, mit der ich einstmals ihren Edgar behandelt hatte. Als ich aber mit meiner Erzählung zu Ende war, da ergriff sie mit Thränen in den Augen meine beiden Hände und drückte sie herzlich. Jede Spur von Groll war in ihr ausgetilgt. Seltjam fast war der Eindruck, den meine Geschichte bei Edgar hervorbrachte. Er war so ernst und nachdenklich geworden, wie ich ihn wohl noch nie gesehen,

und, statt mich zu verachten oder auch nur milde zu tadeln, sah er nun mit womöglich noch größerer Bewunderung, ja, mit einer Art stiller Ehrfurcht zu mir empor. Es mußte das wohl so in seiner Natur liegen: Er sah eben überall nur das Gute und Schöne, war das rechte Sonntagskind. Ganz erschüttert, konnte er sich zuerst gar nicht fassen, sprang von Zeit zu Zeit auf, lief unruhig durchs Zimmer und brach dann endlich in die Worte aus: „Ernst, Ernst, wie sehr muß dich Gott lieben, wie nahe mußt du seinem Herzen stehen! Wieviel Mühe hat er sich mit dir gegeben!“ Und er wiederholte dann immer von neuem: „So viel Mühe, so viel Mühe!“

Die beiden Gatten drangen in mich, ihr Hausgenosse zu werden, nach einiger Zeit mit ihnen nach Amerika überzusiedeln und dort ganz ihr Schicksal zu teilen. Ich mußte still in mich hineinlächeln, als Edgar noch immer seine Bitten fortsetzte, nachdem sich Annie bereits längst damit beruhigt hatte. Sie konnte doch wohl ein geheimes Gefühl von Eifersucht nicht los werden, die kleine Frau. „Wer weiß,“ dachte sie vielleicht, „wie das noch werden mag. Wenn er erst seinen Ernst wieder bei sich hat, dann werde ich vielleicht nur noch die zweite Geige im häuslichen Konzerte spielen.“

Ihre etwaigen Befürchtungen waren aber ebenso unbegründet wie Edgars inständiges Bitten erfolglos. Ich hatte bereits meinen Entschluß gefaßt. In den inneren Gouvernements Rußlands herrschte gerade um diese Zeit eine mörderische Choleraepidemie, dabei ein großer Mangel an Ärzten. In den medizinischen Fachblättern, in die ich noch aus alter Gewohnheit von Zeit zu Zeit einen Blick zu werfen pflegte, wurden wiederholt Stellen für ausländische Ärzte ausgeschrieben, und ich war schon am vorigen Abend mit mir einig geworden, diesem Rufe Folge zu leisten. Da meine Mittel nahezu erschöpft waren, so mußte ich mir das Reisegeld u. s. w. von Edgar vorstrecken lassen. Er wollte mir nach seiner Art gleich Unsummen aufdrängen und war ganz unglücklich, als ich nur das unumgänglich Notwendige annahm. Uebrigens muß ich es Annie lassen, daß sie in diesem Punkte wieder wett zu machen suchte, was sie etwa an geheimen Vorwürfen wegen ihres weiblichen Egoismus von vorhin fühlen mochte. Sie erwies sich in dem Bestreben, mich mit einem ganzen kleinen Vermögen für die Reise auszustatten, womöglich noch eifriger und hartnäckiger als Edgar, und entwickelte dabei eine Beredsamkeit, eine unerschöpfliche Fülle echt weiblicher Beweisgründe, die mich geradezu staunen machte.

Schon nach einigen Wochen nahm ich Abschied von den Lieben. Er war mehr als ergreifend, — fast herzerreißend. Edgar war schon in den letzten Tagen vorher ganz verstört umhergegangen und beim Abschiede auf dem Bahnhofe geradezu trostlos. Vielleicht ahnte er, mit welchen Vorsätzen ich die Reise unternahm. Aber die Pfeife des Lokomotivführers ertönte, der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Noch lange sah ich sie mit den weißen Taschentüchern winken.

Ich reiste dem Lande meiner Buße und Sühne entgegen. —

Buße und Sühne — das sollte fortan mein Leben sein; büßen und sühnen, das war alles, was ich noch vom Leben verlangte. Es war ganz und gar kein Heroismus dabei, — im Gegenteil: ein ganz persönliches heißes, hoffendes Bedürfnis, und ich wäre wieder der unglücklichste Mensch geworden, wenn man es mir verwehrt hätte. Leben und Sühnen waren für mich jetzt gleichbedeutende Begriffe, denn nur in dem Gedanken an die Sühne fand ich die Kraft zum Leben. Ich wollte mich selbst zum Opfer darbringen, nicht aber etwa in selbstmörderischer Absicht. Ich wollte im Dienste der Menschheit mein Leben nur anbieten, wie und wo immer sich die Gelegenheit dazu finden würde. Und ich habe dieses Leben, dieses er-

bärmliche Opfer hundert, tausend Male angeboten.

Ist das Schlachtfeld einer mörderischen Seuche nicht mindestens von ebensoviel Gefahren umdroht wie der Kampfplatz des Krieges? Die Zahl der Flinten- und Kanonenkugeln läßt sich immerhin berechnen, — die schwirrenden Geschosse aber, die der Tod mit seinen Bacillen aus den unsichtbaren Schlünden der Luft auf den Menschen schleudert, sind unzählig, wie Sand am Meere. Wenn ich so in den schmutzigen, verpesteten Hütten der russischen Bauern ganze Familien von der Seuche hingestreckt, ganze Dörfer binnen wenigen Tagen entvölkert sah, dann mußte ich trübe lächelnd des thörichten, eitlen Wahnes gedenken, der im Zweikampfe eine Bethätigung besonderen Mutes erblickt, wie er angeblich im friedlichen, bürgerlichen Leben nicht entfaltet werden kann. Wie mancher, der heldenkühn bereit ist, einige Kugeln oder Säbelhiebe mit seinem Gegner zu wechseln, würde sich höflich bedanken, Tage, Wochen und Monate in engster Berührung mit diesen schmutzigen Krankenbetten, diesen todausatmenden Leichenhaufen zu verbringen! Und der Arzt, der sich nicht nur Tage, Wochen und Monate, sondern sein ganzes Leben lang täglich den unsichtbaren Todesgeschossen aller bekannten und unbekanntem Krank-

heiten preisgibt, wird von seinen akademischen und militärischen Standesgenossen als Feigling verachtet, wenn er sich weigert, irgend einem unnützen Erdengaste als Zielscheibe zu dienen, um dessen aufgeregte Nerven ins Gleichgewicht zu bringen. Und der Geistliche oder die barmherzige Schwester, das arme, schwache Weib, die doch an Kranken- und Sterbebetten derselben Gefahr ausgesetzt sind —? Der Missionar, der unter wilden Völkern den Märtyrertod unter Folterqualen erleidet? Der Arbeiter, der seine gesunden Glieder für das liebe tägliche Brot zu Markte trägt und sich sorglos zwischen den eisernen Fangarmen der Maschinen oder auf der Dachrinne eines fünfstöckigen Hauses bewegt? Und jeder, der nur einmal in die Lage kommt, einen lieben Verwandten zu pflegen, der an einer tödlichen ansteckenden Krankheit darniederliegt? Ist der selbstverständliche, kaltblütige Mut, den sie alle bethätigen, und von dem weder sie noch andere irgend ein Aufsehen machen, nicht ungleich höher zu achten, als die exaltierte Mutprobe des aufgeregten Duellanten?

Wenn schon durchaus duelliert werden soll, dann möchte ich das amerikanische Duell vorschlagen, nur mit der Bedingung, daß beide Gegner ein Jahr lang freiwillige Krankenpfleger-

dienste in irgend einem Seuchenlazaret des In- oder Auslandes verrichten. Der Ueberlebende könnte sich ja dann als Sieger betrachten. Jetzt zumal böte sich eine herrliche Gelegenheit — bei der asiatischen Pest! Ich fürchte allerdings, daß der Nutzen, der daraus der Menschheit erwüchse, sich als ein sehr geringer herausstellen würde, weil die Zahl der Duelle „auf asiatische Pest“ eine minimale wäre! —

Je dichter mich die vergifteten Pfeile des Todes umschwirrten, je mehr ich nach angestrengtester Arbeit, nach schlaflosen Nächten, nach endlosen rädernden Fahrten in der Telege, dem russischen Bauernwagen, meine physischen Kräfte erschöpfte, um so leichter wurde die Last auf meiner Seele, um so freier atmete ich auf. Jedesmal nach solcher Anstrengung fühlte ich mich um Zentner erleichtert. Und auf den langen Fahrten im Sommer und Winter, von Dorf zu Dorf, von Städtchen zu Städtchen, durch nächtlich düstere Wälder, durch morgenfrische, tauschimmernde, Kornblumendurchsäte Felder, über denen die Lerchen jubilierend aufstiegen, — da übte Gottes Natur ihre wunderbare Heilkraft auf mich aus. Die klaren Sterne, die sich stundenlang in einsamer nächtlicher Fahrt über mir wölbten, während der Schlitten durch die weite schneebedeckte

Fläche fauste und von ferne her das klagende Geheul der Wölfe ertönte, — ja, das waren andere Lichter, als die elektrischen Bogenlampen der Großstadt! Und der Lerchenjubel über den in Gold und Blau wogenden Feldern, — das waren andere Lieder, als die Couplets geschminkter Chansonetten in ihrem Staat von Papierblumen und Flittergold! Da, im Angesichte der freien Gottesnatur, fiel es wie Ballast von meiner Seele, und ich fühlte wieder, wie einstmals als frommer Knabe, das begeisterte Bedürfnis, mitten im freien Felde auf meine Kniee niederzusinken und Gott zu danken, nur dafür, daß er die Welt so schön gemacht! Da erst empfand ich in seiner ganzen, gewaltigen Schönheit und Tiefe den Lobgesang der Erzengel im „Faust“:

„Der Anblick giebt den Engeln Stärke,
Weil keiner dich ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag!“

Aber das Opfer, das ich ihm anbot, nahm Gott nicht an. Von einem leichten, vorübergehenden Anfall abgesehen, blieb ich unberührt von der Seuche. Mehr noch, ich erstarkte nicht nur geistig, sondern auch körperlich, und Gottes Hand unterstützte sichtbarlich mein Wirken. Mein Kampf gegen die Epidemie war von verhältnismäßig

reichem Erfolge gekrönt; in den Gebieten meiner Wirksamkeit waren im Vergleich zu anderen Gegenden die Sterbefälle am seltensten. Daß überhaupt sichtbare ärztliche Erfolge gegen die Krankheit erzielt wurden, war für dieses gewiß nicht verwöhnte, fatalistisch in sein Schicksal ergebene und bei tiefer Religiosität abergläubische Volk eine ganz wunderbare Erscheinung, bei der es nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Anfangs mißtrauten sie mir und hielten meine ärztliche Kunst für böses Zauberwerk. Nachdem sie aber erfahren hatten, daß ich ihre religiösen Gebräuche ehrte und sie selbst zum Gottvertrauen ermahnte, wandte sich die Stimmung allmählich nach der entgegengesetzten Richtung, und sie hielten mich nun für eine Art heiligen Wunderthäter, den Gott aus weiter Ferne zu ihnen hergesandt, um ihre Leiden zu lindern. Das waren Stunden tiefer, heißer Beschämung, wenn sich die Bauern nach ihrer Sitte tief vor mir verneigten, mit ihrer Stirne fast den Boden berührten, wie vor einem Heiligenbilde; wenn Männer, Weiber, Greise und Kinder bei meinem Erscheinen zusammenströmten, meine Thür belagerten, mich flehend und jammernnd umdrängten, meine Kleider mit ihren Lippen berührten, als ginge von meiner Person eine übernatürliche Heilkraft aus. Und wenn ich schließ-

lich im unerträglichen Gefühl meines Unwerts und meiner Scham ergrimmt, ihnen mit harten Worten ihren Aberglauben verwies und ihnen auseinanderzugehen befahl, dann wichen sie zwar ehrfurchtsvoll und gehorjam zurück, aber in ihren Mienen war zu lesen, daß sie jetzt nur noch fester und freudiger an meine übernatürlichen, heiligen Eigenschaften glaubten. — Für den einfachen Russen ist eben der Begriff jeder Autorität untrennbar von einer gewissen väterlich strafenden Härte, und den erst erkennen sie als ihren rechten Herrn an, der sie wacker ausschilt und ausschimpft.

In Einem hatten sie ja recht: Gott hatte mich in der That hergesandt, um ihren Jammer zu lindern, und mein Wirken brachte ihnen Segen. Und auch dieser Segen war der Segen der Sünde, ohne welche ich dieses Land nie betreten, diesen Armen niemals beigestanden hätte. Ja, was mich einstmals mit frevelhaftem, mit herzenshartem Hochmut erfüllt hatte, und was Gott den Trotzigen selbst vernichten ließ, das gab er dem Demütigen in verschwenderischer Fülle wieder: Ruf, Ehre und Ansehen vor den Leuten und das aufrechte Gefühl, das treue Pflichterfüllung verleiht. Die verzweifelte, aber glückliche Kur, die mir bei der Gemahlin eines Großfürsten gelungen war, bewog den dankbaren Gatten, mir in St. Petersburg

einen hohen Orden und den Titel des „wirklichen Staatsrats“ zu verschaffen. Mich freilich stimmten diese Auszeichnungen nur trübe. Die, welche ihre kindliche Freude daran gehabt hätte, meine unvergeßliche Gertrud, schlummerte ja fern in der deutschen Heimat unter dem grünen Rasen.

Wie mochte das einsame, verlassene Grab aussehen? Sehnsucht nach diesem Grabe und nach der Heimat erfüllte mich je länger, desto heißer, bis sie endlich übermächtig wurde. Ich quittierte meine russischen Dienste und bald darauf betrat ich den Boden des deutschen Vaterlandes. . . .

Es war an einem Sommerabend. Da stand ich wieder auf dem Hügel, der sanft in einer Wiese sich ebnete, an deren Ende sich der Höhenzug vorüberschlängelte, der von Wald bestanden war. Aber heute war er nicht in bleigrauen Nebel gehüllt. Er schien in feinen, bläulichen Duft getaucht, und durch den bläulichen Duft schimmerten die rotgoldigen Lichter der Abendsonne auf seinem Saume. Ich aber saß auf der Bank vor dem Grabe der Frühgeliebten und spät, zu spät Erkannten. Saftig-grünes Laub umwölbte die Bank, und ein üppiger Rosenstolz — ihre Lieblingsblumen — flammte über dem Grabe. Ich hatte es aus der Ferne so angeordnet. Unter

den blühenden Rosen lagen einige schon verwelkte Kränze. Zwei davon hatten „ein feiner Herr und eine junge hübsche Dame“ niedergelegt — Edgar und Annie auf der Durchreise nach ihrer Heimat. Und auf dem einfachen schwarzen Kreuze leuchteten in Goldschrift die Worte: „Nun aber bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Lange saß ich so und dachte an die Vergangenheit, dachte auch an den alten Pastor, der so mächtig an mein Herz gegriffen, und dem ich es doch nicht hatte öffnen wollen. Auch er war schon in den ewigen Frieden eingegangen und schlummerte nun neben den vielen, denen er das letzte Geleit gegeben, der Auferstehung entgegen. Aus meinen Briefen hatte er erfahren, daß sein Wort in Erfüllung gegangen und auch meine Stunde gekommen war. Wie er es gesagt, so hatte es sich an mir erfüllt, im kleinsten wie im größten, in Qualen und in Seligkeit: „Ihren Fluch wandelst du in Gebet, Herr, und ihre Sünde in Segen. Denn ob sie fluchen oder segnen, sie fluchen und segnen dir, der du bist und warst und sein wirst in alle Ewigkeit.“

„Amen!“ flüsterte es aus dem Grabe zu mir empor, durch blühende Rosenlippen, die ein leiser Windhauch bewegte. . . .“

Dr. Günther hatte seine Erzählung beendet. Alle schwiegen. Es war spät geworden. Still erhoben sich die Gäste und verabschiedeten sich von ihrem Wirte. Aber der Händedruck, den sie mit ihm tauschten, war herzlich, war überzeugt und beredt.





Der Segen der Sünde.

Geschichte eines Menschen.

Von

Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß.

 Die erste Auflage dieses Buchs wurde
in wenigen Wochen vergriffen! 

Auszüge aus Urteilen der Presse.

Die Grenzboten. „... Eigentlich müßte . . . dieses spannend geschriebene Buch eine **Abteilung ganz für sich bilden**, es wirkt **ergreifend, fromm wie eine Predigt** und hat doch **nichts von der tattlosen Zu- dringlichkeit**, die uns aus den wohlgemeinten Befehrungs- büchern unserer Vereine entgegenzuschreiben pflegt . . . Als **etwas Besonderes** ist das kleine Buch schon in ver- schiedenen Besprechungen hervorgehoben worden. Wenn in einer von diesen die Form des sogenannten Romans als veraltet bezeichnet . . . wurde, so war das recht ein- fältig geurteilt . . . Die Form der Fcherzählung ist sehr alt, aber sie kann nie veralten . . . es muß sie nur je- mand richtig und neu wieder anzuwenden wissen. Das aber hat Grotthuß gethan . . .“

Schlesische Zeitung. „Ein eigenartig ergreifendes Werk . . . Der Verfasser legt eine **aufserordentlich tiefe Kenntniss des menschlichen Herzens** mit all seinen guten und schlechten Regungen an den Tag, nicht minder eine **hohe Befähigung, das Beobachtete in kraftvoller, er- greifender Sprachweise zum Ausdruck zu bringen.** Weit- ab von **aufdringlicher Frömmerei** . . .“

Magdeburgische Zeitung. „Es ist ein **er- greifendes, ja erschütterndes Menschenschicksal**, das hier in der Form einer Fcherzählung geschildert wird . . . Mit **eindringlicher Kraft** und tiefem **sittlichem**

Ernst ist dieser Sturz in die Tiefe und dann wieder das Aufsteigen aus der Tiefe in die Höhe dargestellt. Es ist kein Buch für flüchtige Unterhaltung, sondern es wendet sich an nachdenkliche reise Leset, die vor ernstestn Problemen nicht zurückschrecken. Daher möge das gehaltvolle Büchlein warm empfohlen sein.“

Die Gegenwart. „. . . Der Verfasser hat die Ichform gewählt, was ihm gestattet, das Psychologische sehr kunstvoll herauszuarbeiten und mit tiefem Blick die seelischen Tiefen zu durchdringen. Die Dialektik der Sünde und Läuterung ist ganz vorzüglich . . . Es bedurfte allerdings eines entschiedenen und zugleich subtilen Talents, um uns über die Klippe der Handlung . . . hinwegzuhelfen . . . Wir sind auf Grotthuß' nächste Novelle gespannt.

Die Hilfe (Herausg. Pfarrer Fr. Raumann): Eigenartig wie der Titel ist das Buch. Ich kannte den Verfasser als einen unsrer glänzendsten Journalisten, als Denker und Dichter zugleich. Schon in jungen Jahren hatte mich der süße, tiefe Zauber seiner Poesie gefangen genommen. „Am Strome der Zeit“, das Werk des Zwanzigjährigen, ist seitdem eins der wenigen Bücher geblieben, die ich wieder und wieder lese. Und dabei enthält es Gedichte. Man denke: Lyrische Gedichte, vor denen ich sonst mit der übergroßen Mehrzahl meiner Zeitgenossen in beschleunigter Geschwindigkeit ausreißt. Aber das wunderbar Bezeichnende in Grotthuß' Schöpfungen ist, daß sie gleichzeitig der Ausdruck eines durch und durch modernen Empfindens und einer tief gläubigen Lebensauffassung sind. Kein angelerntes und anerzogenes Christentum, sondern ein Christentum, errungen im heißen Kampf des Daseins. Grotthuß hat die Höhen und Tiefen des Lebens durchwandert, er hat gezweifelt und verzweifelt, er hat allen philosophischen Anschauungen, den weltbeglückenden, wie den weltzerstörenden, ins Angesicht geschaut, und er bekannte trotzdem oder vielmehr gerade darum: es ist in keinem andern Heil, denn allein in dem Namen Jesus Christus.

Das wußte ich von Grotthuß, als ich an das Lesen seines neuesten Buches ging. **Meine Erwartungen waren**

aufs höchste gespannt. Kritischen Sinnes setzte ich mich hin. Denn ein großes Werk zu kritisieren verlohnt sich, während man die Erzeugnisse kleiner Geister „wohlwollend“ zu besprechen mit Recht geneigt ist. **Aber schon auf Seite 40 war meine Kritik lust geschwunden. Beschämt ließ ich die untersuchende Sonde fallen.** Es giebt eben Dinge, die man nicht kritisieren kann, weil's einem wider die Natur geht. Man bewundert und genießt.

Das Größte an dem „Segen der Sünde“ ist für mich sein christlicher Gehalt. Wenn doch die zahllosen Leute, die christliche Wasseruppen in Gestalt von Traktätchen, manchen Erbauungsschriften u. s. w. zu verteilen pflegen, es lieber einmal mit der nahrhaften Kost von Grotthuß versuchen wollten! Sie würden dem Christentum wahrhaftig mehr dienen. „Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht“, das ist mir selten so erschütternd klar geworden. Auch die Sünde kann ein Weg sein, um die göttliche Gnade zu erlangen. Sie ist manchen Naturen gegenüber, für die selbstgerechten Pharisäer, die auf ihre bürgerliche Ehrenhaftigkeit so stolz sind, der einzige Weg. Mancher muß erst ganz tief, äußerlich und innerlich gesunken sein, um die Höhen der ewigen Wahrheit erklimmen zu können. Und er hat es gezeigt an dem Lebensschicksal eines modernen Menschen, eines Menschen, wie jeder von uns Duzende seinesgleichen kennt.

Ueber den thatsächlichen Inhalt des Buches etwas zu sagen, halte ich nicht für ratsam. Es würde immer dürftig bleiben und darum keinen rechten Begriff davon geben. **Man muß es wirklich selbst lesen.** Daß die Form dem Inhalt ebenbürtig ist, ist bei Grotthuß selbstverständlich. Die Handlung selbst ist vielfach **geradezu dramatisch zugespitzt**, die Charakterzeichnung meisterhaft. Auch vom rein ästhetisch-litterarischen Standpunkt aus kann der „Segen der Sünde“ aufs wärmste empfohlen werden. Für die Christen aber ist er **geradezu ein Schatz.**

H. v. Gerlady.

Deutsches Adelsblatt. „... Der Pfarrer hält eine erschütternde Grabrede. Da ist nicht nur der keusche schlichte Gottesglauben, auch größte philosophische Tiefe und höchste Formensönheit, — in der Grabrede hat Grotthuß **ein dichterisches Meisterwerk allerersten**

Ranges geschaffen! „Wunder begehren sie, die in dem einen Wunder deiner gewaltigen Schöpfung leben!“ läßt Grotthuß den Pfarrer sagen. „Wir sehen durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht . . .“ Mit wenigen Strichen stellt der Dichter die Größe dieses Rätselmwortes in die klärende Beleuchtung . . . In der mit der Psychologie der Lüsterheit oder des Krankenhauses gesättigten Wüste der modernen Romanlitteratur bedeutet **Grotthuß' Werk eine große dichterisch-sittliche That**. Höchstes poetisches Empfinden, philosophische Kraft und dichterische Formenschönheit heben es weit, weit über die dem seichten Tagesgeschmack huldigende Romanlitteratur empor. „Der Segen der Sünde“ ist ein Werk von bleibendem Werte, das auf Frauen und Männer als ein seelisches Bad wirken kann. —

Und müßte ein Werk von solchem Werte nicht in wenigen Wochen vergriffen sein? . . .“

August Flemming.

„. . . Die Geschichte eines rat- und hilflos auf den selbsterbauten Zinnen der Vernunft, der Ehre, der Pflicht, der Rechtschaffenheit umherirrenden Menschen spielt sich in rein menschlichen, **wahrhaft erschütternden** Bildern ab . . . Die Bußpredigt des greisen Geistlichen am Sarge der jugendlichen Gattin des Dr. Günther, der durch das Gift eines wahnwitzigen Verdachtes Hingemordeten, ist von einem Gehalt und einer Formvollendung, die **geradezu klassisch** genannt werden muß . . . Der Verfasser gewährt uns ein philosophisch vertieftes Schauen in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens. Alles, was sich dort an Härte und Milde, an Thorheit und Weisheit, an Lieb' und Leid und Leidenschaft zusammenfindet, seine Fäden spinnt, oder seine Ketten schmiedet, um Menschenchicksale zu bestimmen, — wie weich, wie wandelbar ist es doch in der Hand des lebendigen Gottes . . . Weitab von frömmelndem Pharisäertum, nur seinem inneren Drange und Zwange folgend, . . . ist Grotthuß auf den Plan getreten. Wohl gewappnet, mit seltener Kraft der Sprache und des Empfindens,

mit feinspsychologischem Darstellungsvermögen und einer oft geradezu **seltsam zwingenden Logik** begab . . .“
R. von Mosch.

Jenaische Zeitung. „Daß Grotthuß nicht nur ausgezeichnet zu realisieren und kritisieren versteht, sondern selber Werke aus dem Vollen schaffen kann, beweist die „Geschichte eines Menschen“ . . . Der Titel klingt anfänglich, als ob von einer Aufforderung zur Sünde die Rede sei. Das ist aber nicht der Sinn dieser von tiefem sittlichen und religiösen Geiste erfüllten Geschichte . . . **Ein ergreifendes Bild** — dieser Mann, der seine Ideale verloren, der sich selber weggeworfen hat und dennoch wiederfindet. Ein reiner Hauch durchweht das Buch, das die Nachtseiten des Lebens nicht prüde verhüllt; mit weitherziger, gesunder Religiosität vermählt sich in ihm dichterische Gestaltungskraft, so daß es **den Leser nicht losläßt**. Kurz, **eins der Bücher, die man nicht nur einmal liest.**“

Leipziger Tageblatt. „Es ist eine seltsame Geschichte, die hier in schlichter, aber ergreifender Weise erzählt wird. Es liegt ihr eine tiefe Wahrheit zu Grunde . . . Das ist alles sehr überzeugend geschildert. Die Entwicklung ist eine psychologisch feine . . .“

Berliner Fremdenblatt. „Weit über die gewöhnliche Unterhaltungslitteratur erhebt sich die Novelle ‚Der Segen der Sünde‘ . . . Geistvoll und hochinteressant geschrieben . . . Ein gutes und empfehlenswertes Buch.“
Dr. Hugo Rossak.

Münchener Neueste Nachrichten. „Es ist keine Erzählung im herkömmlichen Sinne . . . Grotthuß ist frei von Frömmerei und aufdringlicher Bekehrungssucht . . . Ein ernstes, gedankentiefes und ergreifendes Buch voll herber Wahrheiten.“

Königl. Leipziger Zeitung. „ . . . Durchaus spannend und von dramatischer Bewegung . . .“

Hannoversche Post. „Dieses Buch, durch welches sich Frhr. von Grotthuß **in die vorderste Reihe unserer zeitgenössischen Erzähler** stellt, möchten wir warm empfehlen. Niemand wird das furchtbare Lebensschicksal

des Dr. Günther ohne tiefste Erschütterung lesen, so einfach und doch so das tiefste Herz ergreifend ist es geschrieben.

Anhaltischer Staats-Anzeiger. „Ein tiefes, tüchtiges Buch, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen! . . . Mit flammender Beredsamkeit vorgetragene Verherrlichung des positiven Gottesglaubens . . . Das Werk ist **mit so starker dichterischer Kraft** konzipiert, daß es nirgends den Eindruck des Tendenziösen erweckt, sondern diese ergreifende Geschichte eines Menschen nimmt sich aus wie eine Illustration zu dem bekannten Worte, daß „der Glaube die größte Geisteskraft“ sei. **Für viele Leser dürfte die Lektüre dieses Buches ein Ereignis sein**, aber auch skeptische Materialisten werden der Schilderungsgabe des Autors ihre Anerkennung nicht versagen können.“

Lahrer Zeitung. „Ein ergreifendes Seelengemälde, voll sinniger Gedankenpoesie, durchweht von mildem, menschenfreundlichem Geiste . . . Welch ein tiefes Problem wird in dieser Novelle berührt! Wer sie einmal gelesen hat, wird sie **gewiß auch zum zweiten und dritten Male lesen** und immer einen Genuß aus ihr schöpfen.“

Dresdener Anzeiger. „. . . Wir leben diese erschütternde Geschichte eines Menschen **mit**, schreiten mit auf die Höhen des Menschentums und sinken mit in die Tiefe der Menschenverirrung, immer lebhaft angeregt durch die **packende Darstellung**. Der Verfasser hat sich in diesem Buch als denkender Schriftsteller von poetischer Kraft bewährt, und niemand wird das interessante Buch ohne Interesse und Mitgefühl lesen.“

Der Bär. „. . . Eine tiefernste Seelenstudie . . . Das Buch ist keine Lektüre, um ein paar müßige Stunden auszufüllen. Die gewaltigen Schicksalsschläge, die furchtbaren Seelenkämpfe werden auf jeden tiefer veranlagten Leser einen **erschütternden Eindruck** machen.“

Niederrheinische Volkszeitung. „Das ist ein ernstes Werk eines ernstesten Denkers, philosophischen Kopfes und Menschenkenners. Man

kann es nicht ohne eine gewisse Bebnut über die dunkeln Tiefen, die Schwächen der Menschennatur durchlesen, die aber auch ihrerseits wieder zum Guten, zum Segen führen, wie es der gottgewollte Zweck alles Irdischen ist. Der Verfasser ist übrigens auch **Meister des Stils, der Darstellungskunst.**“

Darmstädter Tageblatt. „. . . Eine **brillant geschriebene** Erzählung . . . Eine nach großen sittlich-religiösen Gesichtspunkten behandelte Charakterstudie, die mit psychologischer Feinheit und Tiefe angelegt und durchgeführt ist, . . . kann allen Freunden einer guten Lektüre **bestens empfohlen** werden.“

Leipziger Neueste Nachrichten. „. . . Ein **ganz eigentümliches Buch**, und doch hat die Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt, **so sehr viel Wahres** . . . An einem ergreifenden Beispiel aus seinem Leben beweist das die Hauptperson. Die psychologische Entwicklung ist vortrefflich, der Inhalt lebenswahr und fesselnd . . .“

Der Bazar. „Ein ernstes, gedankenreiches Buch für nachdenkliche Leute . . .“

Halle'sche Zeitung. „Auch zwei Werke von Jeannot Emil von Grotthuß hat der Verlag ediert und vielen damit sicherlich eine große Freude bereitet . . . Ein tief ergreifendes Buch . . .“

Dünazzeitung (Riga). „. . . Alles, was (von G.) an die Oeffentlichkeit trat, war fein, sauber und von jener milden, weitblickenden Warmherzigkeit, die den Menschen Grotthuß wie den Schriftsteller auszeichnet. Aber er schuf langsam; unermüdlich arbeitete er in der Stille an sich und ließ ungenützt Plan um Plan ausreifen. Er hatte viel mehr zu sagen, aber er hielt damit zurück, bis der unbezwingliche Drang über ihn kam. Und nun hat er uns jetzt seinen „Segen der Sünde“ geschenkt, die erste größte erzählende Dichtung seiner Feder. Ich habe das Buch . . . drei- oder viermal gelesen . . . Aber immer fand ich nur den ersten flüchtigen Eindruck bestätigt, den allein der zu wecken vermag, der ein **Seelenkünder** ist und mit zarter, liebevoll sichtender Hand die **verborgensten Spalten des menschlichen Herzens**

aufdeckt . . . Als Seelenstudie gebührt ihm ein Platz in der vordersten Reihe. In der Manier seines Vortrages hat Grotthuß etwas — ich möchte fast sagen — **Lenbach'sches**. Der Hintergrund verblaßt ihm . . . um so helleres Licht fällt dafür auf die führende Gestalt; an ihr wird **das Problem, das Grotthuß sich setzte, mit vollendeter Künstlerkraft gelöst**. Es ist ein Aufbäumen wider die papierene „Korrektheit“, die verdammt, weil sie noch nie versucht ward, und die mit ein paar abgegriffenen, adressierten Schlagworten die Rätsel des Lebens und die Geheimnisse der Schöpfung abzuthun glaubt; die Geschichte eines Menschen, der in die Irre ging und jetzt dadurch seinen Gott fand. Ich fürchte beinahe, die „Korrekten“ werden auch an diesem Buche vorübergehen, **und doch sollten sie's schon um der Sprache willen lesen**: die Erzählung enthält eine Leichenrede, **die zu den besten Stücken deutscher Prosa gehört**. Wer aber selbst einmal strauchelte und sich durch Fehl und Sünde seinen Weg zum alten beseligenden Kinderglauben zurückbahnen mußte, auf den wird die Geschichte vom „Segen der Sünde“ **wie eine Offenbarung wirken**. Ich wünsche dem ernstesten Buche viele ernste Leser.“

R. B.

Der Deutsche Tischlermeister. „ . . . Mit größter psychologischer Feinheit scharft und löst Grotthuß die jeelischen Konflikte der Figuren seines Werks. Dadurch und weil er ein Meister der Form — er ist längst als ein echter, ein geborener Dichter anerkannt — wirkt sein Buch **auregend und läuternd auf jung und alt**. Das ist ja das Kennzeichen echter Dichtung und Weisheit, daß sie sich der Denk- und Empfindungswelt der menschlichen Größen einreihen läßt und doch nicht zu hoch liegt selbst für den schlichtesten Menschen des Volkes. . . . Das Grotthuß'sche Werk **ragt hoch, ganz hoch aus der gewöhnlichen Unterhaltungs-Litteratur hervor** und sollte in keiner Bibliothek wahrhaft vornehmer Menschen fehlen. Vornehmer, deren es ja glücklicherweise noch viele, auch im Handwerkerstande, giebt.“

Thüringer Zeitung. „Der feinsinnige Dichter hat mit dem vorstehenden Werke die Litteratur um ein wertvolles Stück bereichert . . . sichert ihm auch diesmal zahlreiche Leser, von denen jeder,

wenn er es noch nicht ist, zu einem Verehrer des Autors werden wird.“

Lübeckischer Anzeiger. „... Na Inneres und Aeußeres eine Zierde jeglicher Hausbibliothek.“

Neue Würzburger Zeitung. „Eine ergreifende Erzählung... Wohl niemand wird dieses Büchlein lesen, ohne daraus Befriedigung und Nutzen für Geist und Seele zu schöpfen.“

Neues Tagblatt (Stuttgart). „Ein ernstes, gedankenreiches und ergreifendes Werk.“

Oesterreichisches Litteraturblatt. „... Als Novellist verdient der Verfasser dasselbe hohe Lob, das dort (an anderer Stelle des Blattes) dem feinsinnigen Erklärer von Litteraturerscheinungen gespendet wurde... Dieses Problem ist in einer gut erfundenen und mit großer künstlerischer Kraft durchgeführten Erzählung verkörpert. Die Wandlung, die der ungläubige Arzt an sich durchmacht, bis er, durch das Leben geläutert, Schritt für Schritt zum festen Glauben seiner Kindheit zurückkehrt, ist meisterhaft gezeichnet. Das Werk muß nach Inhalt und Form zu den hervorragendsten Erscheinungen unsrer Belletristik gerechnet werden.“

Im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart
ist erschienen:

Probleme und Charakterköpfe.

Studien zur Litteratur unserer Zeit.

Von

Geannot Emil Freiherr v. Grotthuß.

Inhalt:



I. Vorwort. — II. „Alte und neue Ideale.“
— III. Friedrich Nietzsche. — IV. Gerhart
Hauptmann. — V. Hermann Sudermann. —
VI. Richard Voß. — VII. Das erotische Pro-
blem in der Litteratur. — VIII. Drei deutsche
Hauspoeten. — IX. Moderne deutsche Lyrik.
— X. Henrik Ibsen. — XI. Graf Leo Tolstoi.
— XII. Don José Echegaray. — XIII. Guy
de Maupassant. — XIV. Publikum, Litteratur
und Presse.

Auszüge aus Urteilen der Presse.

**Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich
Preussischer Staats-Anzeiger.** „. . . Treffliche
Charakteristiken der im Vordergrunde der litterarischen
Bewegung der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit
stehenden deutschen und ausländischen Dichter . . . Es
sind ernste Studien zur Litteratur unserer Zeit, die das
Buch enthält, aber der Verfasser hat es verstanden, sie
so schlicht und gemeinverständlich darzustellen, daß jeder
Litteraturfreund auch ohne gelehrte Fachbil-
dung nicht nur reiche Unterhaltung in ihnen
finden, sondern sie auch mit Nutzen für seine
geistige Fortbildung lesen wird.“

Hamburger Nachrichten. „Mit diesem geist-
vollen Buche hat sich der Autor um die moderne Litteratur
ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben . . .
Grotthuß entwirft in seinem Werke prächtige, klar gezeich-

nete Charakterbilder . . . In anmutigem Plauderton werden uns die Gestalten der genannten Dichter vorgeführt; man lernt sie kennen — unter der Führung von Grotthuß zwar, aber aus ihren eigenen Werken und an der Hand derselben. Und der Autor greift niemandem vor, sondern überläßt es dem Leser, sich selbst ein Urteil zu bilden, wenn er ihm dasjelbe auch beträchtlich und nützlich erleichtert. Aus dem reichen Inhalt der feinsinnigen Essais seien nur einige Sätze hervorgehoben, die sich mit unserem ausgezeichneten nachbarstädtischen Poeten Detlev von Liliencron beschäftigen. (Folgt Abdruck der betr. Stellen.) Schon wegen der trefflichen Worte über Liliencron, die nur zu sehr von Wahrheit erfüllt sind . . . möchten wir dem vorliegenden Grotthuß'schen Buche einen recht weiten Leserkreis wünschen; aber auch sein gediegener übriger Inhalt ist geeignet, dem Werke viele Freunde zu erwerben.

 Mögen denn die Probleme und Charakterköpfe recht bald Gemeingut werden aller Gebildeten unseres deutschen Volkes, dann wird der erste Schritt gethan sein zu einer Besserstellung der deutschen Dichter und des Verhältnisses zwischen ihnen und dem Volke. 

Die Post. „Der Verfasser sagt **Wahrheiten**, und es ist darum notwendig, daß er gehört werde . . . Mit so viel Objektivität geschrieben, als es eben einem in derselben Zeit Lebenden möglich ist.“

Deutsche Tageszeitung. „Der bekannte Litteraturhistoriker, dessen Darstellungsgabe und dessen feinsinniges Urteil wir schon mehrfach rühmen durften, hat eine Reihe litterarhistorischer Aufsätze . . . gesammelt, die nicht nur für den Litteraturkundigen, sondern für jeden von hohem Interesse sind, der an dem geistigen Leben der Zeit auch nur einigen Anteil nimmt . . . überall erkennen wir die sinnige Tiefe seines Urteils, die sorgfältige Abgewogenheit seiner Dar-

stellung und besonders die Gerechtigkeit an, die auch dem fremden Geiste nicht Unrecht thun, sondern sich in ihn hineinleben möchte . . . Sein Buch gehört zu **den erfreulichsten Erscheinungen** ähnlicher Art und wird in allen Familien, die an dem Geistesleben der Gegenwart teilnehmen, freudige Ausnahme finden . . .“

Possische Zeitung. „. . . Weit öfter wird man ihm freudig beistimmen, so in fast allen Bemerkungen, die er an die von ihm fein analysierten Dichtungen Hauptmanns und Sudermanns knüpft; er ist **unterrichtet, wichtig und vornehm auch in der Polemik** . . .“

Reichsbote. „Auf dieses geistvolle Buch möchten wir die Leser des „Reichsboten“ **ganz besonders aufmerksam machen** . . . Von großer Schönheit der Sprache und Tiefe der Gedanken.“

Berliner Fremdenblatt. „. . . Eine wahre Festgabe . . . Statt jeder Besprechung des vortrefflichen Buches lassen wir dem Verfasser selbst das Wort — in seinem zielbewußten Vorwort. (Folgt Abdruck des Vorworts.)

Allgemeine Zeitung (München). Das nach innen und außen gleich wertvolle Buch, mit dem der auch als gedankentiefer Dichter bekannte Autor heute auf den litterarischen Markt tritt, enthält **trefflich geschriebene Essays** . . . Die gewissenhafte Arbeit eines scharfsinnigen und warm fühlenden Mannes, . . . der abseits vom Claquewesen, **unbekümmert darum, ob es wohl oder wehe thut, seine Meinung frisch und schlaunweg herausagt.** Die bekannte Verlagshandlung hat sich sichtlich Mühe gegeben, um den durchweg fesselnd . . . geschriebenen Litteraturstücken ein angenehmes Aeußeres zu teil werden zu lassen.

Schlesische Zeitung. „. . . Die Art, wie der Autor die Werke dieser Größen analysiert und sich bemüht, dem großen Publikum das Verständnis des innersten Wesens dieser Schöpfungen zu erschließen, bekundet ebenso seine **umfassenden litterarischen Kenntnisse, wie sein feines ästhetisches Urteil.** Sein christlicher Standpunkt verleitet ihn **nie zum Zelotentum,** vielmehr weiß er stets mit seinem Taft das Gute und Brauchbare . . . richtig zu beleuchten

und zu würdigen. Vermag man auch — je nach dem Standpunkt des einzelnen — nicht allen Urteilen und Anschauungen des Verfassers unbedingt beizupflichten, so kann das doch **an dem hohen Werte des Buches nichts ändern**, welches gebildeten Leserkreisen einen trefflichen Anhalt zur richtigen Beurteilung der modernen schönen Litteratur und reiche Anregung zum eigenen Nachdenken über die einschlägigen Probleme bietet.“

St. Petersburger Herald. „Unter den Schriftstellern ursprünglich baltischer Provenienz hat sich Frhr. von Grotthuß in Deutschland in einer Weise hervorgethan, die seiner kurischen Heimat wieder einmal — wir denken hierbei an Th. S. Pantenius — alle Ehre macht; wenn er auch wohl erst unter den Einflüssen seiner gegenwärtigen Umgebung zu dem geworden ist, was er ist, — die kurische Eigenart verleugnet sich in ihm nicht, sie giebt vielmehr allem, was er schreibt, das charakteristische, auch in Deutschland Beachtung findende Gepräge: **freimütig und gerade heraus** sagt er seine Meinung, kampfesfreudig tritt er für seine ästhetischen, ethischen und religiösen Ueberzeugungen ein, **mit einer Beredsamkeit voll Geist und Leben** fesselt er seinen Leser und **fordert ihn gleichsam heraus, nötigt ihn, selbst weiter nachzudenken, und verleidet es ihm gründlich, indolent gegen wichtige Tages- und Lebensfragen dahinzudämmern.** Die „Probleme und Charakterköpfe“ werden das Gesagte jedem bestätigen, der das Buch zu lesen beginnt. Polemische Blitze zucken immer wieder auf und fahren krachend und treffend hernieder durch die schwüle litterarische Atmosphäre unserer Tage auf Publikum, Litteratur und Presse. Durchaus selbständig, frei von Schablone, ist die Beurteilung und Analyse einer ganzen Reihe von berühmten und vielbewunderten Schriftstellern und Dichtern; . . . vorzüglich ist die Beleuchtung „alter und neuer Ideale“; auch der Abschnitt „Drei deutsche Hauspoeten“ wird den Lesern à la mode befremdlich erscheinen, aber darauf beruht gerade sein Wert; die „Moderne deutsche Lyrik“ ist zum Teil Detlev v. Liliencron gewidmet und ergänzt das, was der Autor in herb satirischem Ton in der Vorrede über die Teilnahmslosigkeit des deutschen Volks gegenüber diesem ursprünglichsten unter den „Neu-

tönern“ ausspricht. Im Anschluß an Karl v. Perfalls Roman „Ein Verhältnis“ wird „Das erotische Problem in der Litteratur“ in einer Weise erörtert, der wir nur rückhaltslos zustimmen können. **Wir halten dieses Grotthußsche Buch für geeignet, lustreinigend zu wirken und sich um Klärung des ästhetischen Urteils, Befreiung der Kritik gegenüber dem banalen Gerede des Tages und Anregung zu tieferem Nachdenken über die wichtigsten Fragen des Lebens wirklich verdient zu machen.“**

Oesterreichisches Litteraturblatt. (Herausgegeben durch die Leo-Gesellschaft, Wien.) „Auf Erscheinungen, wie die vorliegende . . . mit gebührendem Nachdrucke hinzuweisen, halten wir geradezu für eine Pflicht . . . Ich habe diese neuen Studien mit einem gewissen begreiflichen Bangen zur Hand genommen, — zuerst nur, um darin zu blättern; aber bald war ich in ein bedachtsames Lesen geraten und mit immer größerer Freude folgte ich den Ausführungen . . . Es ist nicht die geistreiche Art, mit der v. G. die von ihm ausgewählten Themata behandelt, — mein Gott, mit Geist und Esprit werden wir ja übersättigt! — es ist in erster Linie der Umstand, daß hier ein fester, in sich einheitlicher und seiner Ideale vollbewußter Charakter sich offenbart . . . Gerade in dem schwierigen Abwägen der Bedeutung dieser beiden Faktoren und in der richtigen und gerechten Verbindung beider Gesichtspunkte liegt die **hervorragende Bedeutung, die dem vorliegenden Buche zukommt** . . . Ich kann aber allen, die sich mit der modernen Litteratur befassen, nur **dringend raten, dieses Buch aufmerksam zu lesen**: sie kommen sicher auf ihre Kosten.“

(Dr. Franz Schnürer,

Scriptor der A. G. Privat- u. Famil.-Bibliothek Sr. Maj. des Kaisers.)

Deutsches Dichterheim. „**Ein in jedem Sinne tüchtiges Buch** . . . Uebrigens ist **jedes Wort, das Grotthuß vorbringt, ehrlich gemeint** und darf darum auch aufmerksamer Leser gewiß sein, umsomehr, als das Buch wissenschaftliche Terminologien geflissentlich meidet und sich ausdrücklich an die „weiteren Schichten“ wendet . . . Jedenfalls aber bieten diese „Probleme und Charakterköpfe“ **eine reiche Fülle anregendsten Stoffes** und werden ohne Zweifel in ungelehrten wie in gelehrten Kreisen oft

einen beliebten Ausgangspunkt edler Betrachtungen bilden.“

Hannoversche Post. „Unter dem Titel ‚Probleme und Charakterköpfe‘ hat Frhr. v. Grotthuß, der sich durch eine Reihe litterargeschichtlicher Essais, das schöne Dichtwerk „Am Strome der Zeit“ und besonders das „Baltische Dichterhaus“ bereits einen bekannten und ehrenvollen Namen gemacht hat, jetzt eine Reihe von Studien zur Litteratur unserer Zeit erscheinen lassen. Wir werden auf das treffliche, vornehm gehaltene Werk noch näher eingehen, möchten aber auf jeden Fall die Aufmerksamkeit der Leser noch vor Weihnachten auf dasselbe lenken. Denn wer dasselbe als Festgeschenk kauft, darf sicher sein, **etwas Hochgediegenes** gewählt zu haben . . .“

Magdeburgische Zeitung. „. . . Wie wichtig ein solches Buch in unserer hastenden Zeit ist, . . . liegt ohne weiteres auf der Hand. Dem Verfasser, der in Ruhe und Sachlichkeit seine Prüfung vornimmt und ihr Ergebnis dem Leser unterbreitet, kann dieser mit Vertrauen folgen, denn er kann sicher sein, daß er eine abgeklärte Kritik vor sich hat. Die Probleme und Charakterköpfe werden sicher als **ein Werk von bleibendem Wert** einen weiten Leserkreis unter dem gebildeten Publikum finden; einer besonderen Empfehlung bedürfen sie nicht.“

Die Gegenwart. „. . . Manches gute Wort und treffliche Urteil . . . Grotthuß ist dabei immer selbständig und schöpft nirgends aus zweiter Hand . . . Alles nach einer einheitlichen Kunstanschauung betrachtet und planvoll eingeordnet . . . Am bedeutendsten erscheint der Kritiker aber dort, wo er, der selbst ein begabter Lyriker ist, einen Vollblutdichter besprechen darf. Richard Voß und Liliencron z. B. haben selten einen seiner nachempfindenden Beurteiler gefunden. Das schön ausgestattete und mit den neuesten photographischen Aufnahmen der besprochenen Dichter geschmückte Buch verdient als Festgeschenk die weiteste Verbreitung.“

Münchener Neuzeit Nachrichten. „Grotthuß ist ein durchaus selbständiger und eigenartiger Kritiker, der, wie selten einer, allen Richtungen gerecht zu werden . . . sucht. Sein Hauptgrundsatz ist, keine „Schrift-

steller=Litteratur“ zu liefern, als die ihm die herkömmliche kritische Behandlung der modernen Produktion . . . erscheint, sondern fürs Publikum zu schreiben. Und die strikte Durchführung dieses Grundsatzes bewirkt, daß sein Buch **so eigenartig und erfrischend** wirkt. In seinen Aufsätzen . . . finden wir **manches noch nie gehörte gute und goldene Wort und viele treffliche Urteile**. Das schön ausgestattete . . . Buch verdient die weiteste Verbreitung.“

Leipziger Neueste Nachrichten. „ . . . Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüßen, wenn ein Mann, der nicht nur ein gründlicher Kenner unserer neueren Litteratur ist, sondern sich durch eine Reihe von Schriften bereits ausgewiesen hat als ein Mann von sittlichem Ernst und feinem Geschmack, uns die Hand reicht und sichere Führung anbietet. Das thut der Kurländer Jeannot von Grotthuß in dem vorliegenden Buche, und **er führt die übernommene Aufgabe in musterhafter Weise durch**. Die bekannte Verlagshandlung von Greiner & Pfeiffer hat mit der Grotthuß'schen Arbeit **wirklich noch ein gediegenes und wertvolles Werk** auf den allgemeinen Weihnachtstisch gelegt.“

Darmstädter Tagblatt. „Es handelt sich hier um **ein ganz hervorragendes Werk**. Der litterarisch und philosophisch feingebildete, auf dem Boden christlicher Weltanschauung stehende Verfasser will in diesen, **in kraftvoller, poetischer und bilderreicher Sprache** geschriebenen Abhandlungen dem großen gebildeten deutschen Publikum ein Buch in die Hand geben, das bei aller Tiefe und Gründlichkeit niemals die lebendige Fühlung mit dem Leser verliert . . . Ein geistvolles Kapitel über „Alte und neue Ideale“ . . . Eine **glänzende Analyse und Kritik Nietzsche's**, die zu dem Besten gehören, was hierüber geschrieben worden ist. Der Bedeutung Hauptmanns wird er in allen Stücken gerecht, vermißt aber . . . Es sind **wahrhaft goldene Worte, denen wir hier fast auf jeder Seite begegnen** . . . Die Lyriker . . . werden . . . einer **äußerst anziehenden und tiefsinnigen** Besprechung unterzogen . . . Einseitigen Abenschwärmern empfehlen wir zu lesen, was der geistreiche Verfasser über „Mora“ sagt. **Das Buch, dessen Lektüre nicht genug empfohlen werden kann,**

schließt mit dem Kapitel ‚Publikum, Litteratur und Presse‘, worin allen dreien bittere Wahrheiten gesagt werden. Leider müssen wir darauf verzichten, aus **diesem bedeutenden Werke, das durch Tiefe der Gedanken, Vornehmheit und Schönheit der von philosophischem Geiste getragenen Sprache ausgezeichnet** ist, eine Blumenlese zu geben.“

Schlesische Morgenzeitung. „... Im höchsten Maße fesselnd für alle . . . Das Buch verdient gekauft und gelesen zu werden . . .“

Dresdener Anzeiger. „Der geistvolle Verfasser, der sich wiederholt auf verschiedenen Gebieten der Litteratur mit Erfolg beschäftigt, . . . kommt mit seinem Buche dem Wunsche gewiß Vieler entgegen . . . Dieses wertvolle Werk, das klar, verständig und feinsinnig gearbeitet und leicht verständlich ist, als **edelste Gabe** auf den Weihnachtstisch . . . Es hat den **großen Vorzug, ein Bild unserer gesamten schönen Litteratur von heute** zu entrollen und nicht eine Einzelbiographie zu sein. **Jedermann sollte sich mit diesem Stoffe vertraut machen** und sein Wissen dadurch bereichern. Bei Gelegenheit kommen wir auf das **ausgezeichnete Werk** noch zurück.“

Crefelder Zeitung. „Ein feingebildeter, geistvoller Schriftsteller . . . eine ausgereifte Persönlichkeit . . . Das Buch, dessen Lektüre wir allen Gebildeten von Herzen empfehlen . . .“

Straßburger Post. „... Das Buch . . . wird wesentlich dazu beitragen, die Ansichten zu klären . . .“

Märkische Zeitung. „Sehr bedeutungsvoll — eigentlich **viel zu bedeutungsvoll**, um es im Rahmen einer kurzen Zeitungsbesprechung abzuthun . . . Grotthuß hält sich in seinen Studien von jeder einseitigen Parteileidenschaft fern, er ist **keinerlei** — „**ianer**“, hat große Gesichtspunkte: tiefer sittlicher Ernst und echtes Gefühl für das Schöne . . . **Das muß man lesen, gründlich lesen**, um den inneren Wert des Buches ganz erfassen und beurteilen zu können . . . Nur um zu zeigen, wie Grotthuß denkt und schreibt, sei hier sein Urteil über die von Hauptmann-Fanatikern maßlos überschätzte Märchendichtung wiedergegeben.“ (Folgt Abdruck der betr. Stellen.)

Halleſche Zeitung. „Gleich große Vorzüge weiſt deſſelben Autors zweites Werk auf: ‚Probleme und Charakterköpfe.‘ Geiſtvolle Studien . . .“

Anhaltiſcher Staats-Anzeiger. „. . . Ein fein analyſierender und klar entwickelnder Kritiker. Verfaſſer hat **die glückliche Gabe**, die Werke der von ihm gewürdigten Autoren durch klares Entwickeln ihrer Gedanken und Probleme verſtändlich zu machen . . . Wie glücklich der Autor gleich zu Beginn ſeiner Studie zu charakteriſieren verſteht, dafür nur das eine Beiſpiel (folgt Abdruck aus dem Kapitel ‚Guy de Maupassant‘.) . . . Wir empfehlen das geiſtreiche Buch aufs angelegentlichſte.“

Jenaiſche Zeitung. „. . . Ein feinsinniger, klar und ruhig ſein Urteil abwägender Kenner der modernen Litteratur hat dieſe Charakterköpfe gezeichnet . . . Es gelingt ihm vorzüglich, dieſe ‚unmoderne Anſicht‘ (über die Kunſt) überzeugend zu verfechten, und er verkündet begeiſtert die wundervolle Verſchmelzung des äſthetiſch-antiken und des ethiſch-chriſtlichen Ideals.“

Der Deutſche Tiſchlermeiſter. „. . . Mit **höchſter Genialität** zeichnet Grotthuſß die Objekte ſeiner Studien und beleuchtet ſie dann mit ſo großer kritiſcher Schärfe, daß ſie plastiſch vor dem Auge deſ Lesers erſcheinen; und auch in dieſem Grotthuſßbuch tritt wieder überall die Tiefe der durch echten Gottesglauben verklärten Welt- und Lebensanſchauung ſo friſch und lebendig hervor, daß die Lektüre deſſelben gleich erquickend wirken muß auf denkgeübte und ſchlichte Menſchen. Wir fühlen uns verpflichtet, eingehend auf das Werk zurückzukommen, empfehlen es aber heute ſchon auf das wärmſte und wünſchen, daß es auch in unſerm Leſerkreiſe größte Verbreitung finden möge.“

Tahrer Zeitung (in einem Eſſai: „Jeannot Emil Freiherr von Grotthuſß“). „. . . In künstleriſch vollendeter Form . . . Alles, was er ſchreibt, wirkt ungemein feſſelnd und anregend, nicht allein durch die klare Gedankenfolge, durch die Fülle ſcharſinniger und geiſtprühender Bemerkungen, ſondern auch durch die wahr-

haft philosophische, stets auf die tiefsten Probleme der Zeit und des Lebens hindeutende Behandlung des Gegenstandes . . .“

Frankfurter Journal. „. . . Jeder Leser aber wird den Eindruck gewinnen, daß von Grotthuß mit **großem Verständnis und in blendender Sprache** die verschiedenen Fragen behandelt; manche neue Gesichtspunkte werden klar und überzeugend entwickelt, so daß man das Buch mit großem Genuß studiert. Allen Freunden der neueren Litteratur sei das elegant ausgestattete Buch warm empfohlen.“

Nord-Ostsee-Zeitung (Riel). „. . . Bornehm und geistvoll . . . Worüber auch der Autor handelt, er ist **stets eigenartig und interessant** . . . Wenn der Verfasser daher zum Schluß seines lesenswerten Vorworts die Forderung an die Kritik richtet, sie müsse . . . praktischer und natürlicher werden, so darf gern anerkannt werden, daß **er selber ein vortreffliches Vorbild** nach dieser Richtung mit seinen Essais liefert. Wir können daher das Buch allen Litteraturfreunden nur bestens empfehlen und nur noch einmal betonen, daß es auch einem einfachen, schlichten Empfinden durchaus verständlich und sympathisch sein dürfte.“

Deutsches Adelsblatt. „Wir machen auf dieses eben erschienene **hochbedeutende Werk** heute nur kurz aufmerksam, uns eine eingehende Besprechung ausdrücklich vorbehalten . . . Wir können uns seinem sichereren fachmännischen Urteil **ohne Vorbehalt anvertrauen**. Das zu wissen, wird unsern Lesern wertvoll sein und dem hochinteressanten Buche . . . seinen Platz auf dem Weihnachtstische auch unserer Kreise sicher anweisen . . .“

Gothaische Zeitung. „. . . Ein Buch, das allen denen, welche sich in die die Gegenwart bewegenden Fragen der Weltlitteratur einführen lassen wollen, aufs angelegentlichste empfohlen werden kann. In scharfen Umrissen . . . immer allgemeinverständlich . . . voll Tiefe und Gründlichkeit . . . fesselt . . . von der ersten bis zur letzten Seite . . . feinsinnig und sittlich tief . . . aufs lebhafteste anregend und unterhaltend . . . reiche Früchte dem aufmerksamen Leser (spendend) . . .“

Revalische Zeitung. „. . . Ein Buch, das wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen können. Glänzend in der Form, bedeutend in der Auffassung und geistvoll in der Ausführung, bietet es auf seinen 418 Seiten eine Fülle von hochinteressanten Besprechungen moderner Probleme und Charaktere. Ob man mit dem Autor in allen Einzelheiten übereinstimmt oder nicht, die konsequente, rückhaltslose, gediegene Ausgestaltung der von ihm verfochtenen Grundanschauungen wird unbedingt jedem nur das lebhafteste Interesse und die wärmste Anerkennung abnötigen. Das Kapitel über Friedrich Nietzsche ist **eine der geistvollsten und tiefstinnigsten Besprechungen** dieses viel umstrittenen Umprägern der moralischen Werte, und **nicht minder anregend, treffend und eigenartig** sind auch die meisten übrigen Abschnitte . . . **selten hat uns die Lektüre eines Buches so viel Genuß bereitet**, wie die des in Rede stehenden trefflichen Wegweisers durch den Irrgarten der modernen Kultur- und Litteraturschöplinge, und wir können unsern Lesern nur dringend empfehlen, es selbst in die Hand zu nehmen und zu prüfen, ob wir zuviel gesagt haben.“

Frauenbilder

aus der

neueren deutschen Literaturgeschichte.

Von Otto Berdrow.

Mit zehn Porträts in Lichtdruck.

Oktav. 280 Seiten. Liebhaberband 6 Mk.

Inhalt:

- I. Eva König, Lessings Frau (mit Porträt).
 - II. Charlotte Diede, die Freundin W. v. Humboldts.
 - III. Bettina v. Arnim (mit Porträt).
 - IV. Karoline v. Günderode (mit Porträt).
 - V. Minchen Herzlieb (mit Porträt).
 - VI. Ulrike v. Kleist.
 - VII. Emma Ahland (mit Porträt).
 - VIII. Kathi Fröhlich, Grillparzers „ewige Braut“ (mit Porträt).
 - IX. Charlotte Stieglitz (mit Porträt).
 - X. Lenas Mutter (mit Porträt).
 - XI. Sophie Löwenthal, Lenas Freundin (mit Porträt).
 - XII. Marie Behrends, Lenas Braut (mit Porträt).
-

Ein Urtheil über „Berdrow, Frauenbilder“.

Friedrich Spielhagen

in der National-Zeitung vom 2. Februar 1896:

Die überreichliche Weihnachtsbücherernte ist längst unter Dach und Fach; aber wer aufmerksamem Blicks die nun kahlen Felder mustert, kann doch noch manche goldene Aehre entdecken die ein Zufall vor den eifrigen Schnittern verbarg. So erinnere ich mich nicht, das oben genannte Werkchen häufiger in den Schaufenstern der Buchläden bemerkt zu haben, und doch wäre es so recht eine wertvolle Acquisition für den Weihnachtstisch gerade der heranwachsenden strebsamen Jugend gewesen, und die auch in der Litteratur bereits Wohlbewanderte gern in die Hand genommen haben würden. Denn hier hat mit Benutzung der besten Quellen der Verfasser alles zusammengetragen, was er über eine Reihe von Frauen und Mädchen ausfindig machen konnte, die in dem Leben großer deutscher Dichter eine mehr oder weniger bedeutsame, nicht selten bestimmende Rolle gespielt haben, und von denen eine und die andere selbst, wie gesagt, genauer Unterrichten nicht eben fremd, aber auch nicht völlig bekannt und vertraut sein dürfte. Ich will ihre Namen hier der Reihe nach hersetzen; es mag dann jeder leicht ermessen, wo es eine Lücke in seiner Kenntniss auszufüllen giebt: Eva König, die doch aber wirklich nachgerade Eva Lessing heißen sollte, Charlotte Diede, Bettina von Arnim, Karoline von Günderode, Minchen Herzlieb, Ulrike von Kleist, Emma Uhland, Kathi Fröhlich, Charlotte Stieglitz, Lenas Mutter, Sophie Löwenthal, Marie Behrends. Sämtliche zwölf Biographien sind mit gleicher Liebe, gleicher Ausführlichkeit, gleich gerecht wägendem Urtheil behandelt; von jeder dieser Frauen erhalten wir ein lebensvolles Bild, so daß man von ihm, wie von einem guten Porträt selbst uns unbekannter Personen, zu sagen geneigt ist: dies muß ähnlich sein. Auch an wirklichen, nach den besten Originalen als Heliogravüren vortrefflich ausgeführten Konterfeis der Heldinnen fehlt es nicht; nur Charlotte Diede und Ulrike von Kleist fallen aus der Reihe aus: es waren von ihnen Originale nicht zu entdecken. Es befinden sich unter ihnen ganz bezaubernde Gesichter, die dem Geschmack unserer Dichter alle Ehre machen, wie sein Werk dem ebenso liebevollen, wie fleißigen Verfasser.